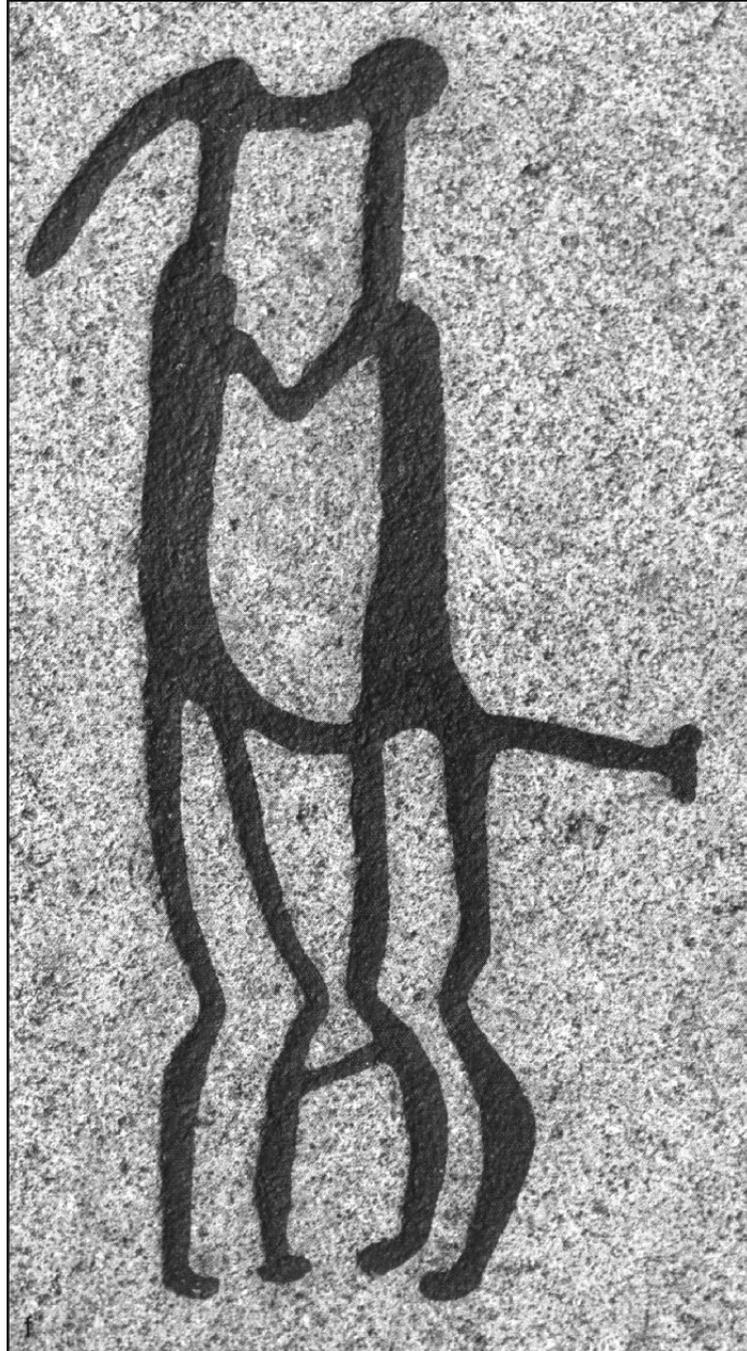


Beiträge zur historischen Sozialkunde

1/2001



Von Bösewichten und Barbaren
Zur Entmystifizierung von Geschichtsklischees

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
31. Jg./Nr. 1 Jänner-März 2001

AutorInnen

Susanne BINDER, Mag. phil., Ethnologin, Lektorin am Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Univ. Wien

Erik HAIDENTHALLER, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Skandinavistik an der Univ. Wien und Uppsala

Karin HUBER, Mag. phil., AHS-Lehrerin

Karl KASER, Univ. Prof. am Institut für Geschichte, Abt. Südosteuropäische Geschichte an der Univ. Graz

John MORRISSEY, Mag. phil., AHS-Lehrer und Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Univ. Wien

Fachdidaktik-AutorInnen

Beatrix MANDL, Mag. phil., Lehrerin an AHS, Lektorin an der Universität Wien

Hanna-Maria SUSCHNIG, Mag. phil., Lehrerin an AHS, Lektorin an der Universität Wien

Redaktion „Beiträge“: John Morrissey, Andrea Schnöller

Redaktion „Fachdidaktik“: Klaus Edel

Satz/Layout/Coverdesign: Marianne Oppel

Titelbild: Quelle: Göran Burenhult, Statens Historiska Museum, Stockholm, Foto Gunnel Jansson, Hällristning (Felsengravur des „göttlichen Liebespaares“) von Tanum, Schweden, ca. 900 v. Chr.

Die wissenschaftliche Redaktion der „Beiträge zur historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2001 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 18, Gruppe Wissenschaft, unterstützt


STADTPLANUNG WIEN

Inhaltsverzeichnis

- John Morrissey*
2 Einleitung
- Erik Haidenthaller*
4 Die Geschichte der Nordeuropäer oder Germanen - wenn man so will
Einleitung – Religion, Mentalität und Gesellschaft der Germanen. Aspekte der neuen Jugendkultur
kontra Faschismus – Konklusio – PS.: Definitionsproblematik und der „Indogermanenmythos“ - Ideo-
logie und wenig Realitätssinn
- John Morrissey*
13 Die Mongolen
Feinde oder Partner?
Schrecken – Hoffnung – Nomadentradition und Hochkultur – Pax Mongolica – Grundlage eines
Weltsystems?
- Karin Huber*
24 Böse oder gut oder doch irgendwo dazwischen?
Irokesen und Navajos unter der Lupe
Die Menschen des Langhauses – Der Aufbau der irokesischen Gesellschaft – Ungewöhnliches Politik-
verständnis – Mann und Frau – Marterpfahl oder doch nicht? – Ein kluges Volk – Der lange Marsch –
Arm und unzivilisiert – Gewinn contra Tradition
- Susanne Binder*
29 „Das Bild des Flüchtlings“ –
ein Blick hinter die Kulissen eines Mythos
Allgemeines über Migrations- und Flüchtlingsbewegungen – Betrachtungsweisen über/von Flücht-
lingen - eine Frage von Identität – Analysen von Flüchtlingsbewegungen - ein Schritt in Richtung
Entproblematisierung – Frauen auf der Flucht
- Karl Kaser*
34 Der Balkan: Toleranz, Großzügigkeit und liebenswerte Menschen
Toleranz – Großzügigkeit – Familiäre Geborgenheit – Skepsis gegenüber staatlichen Institutionen –
Interessantes Phänomen der Moderne: die Frauenbewegung und die Intellektuellen
- Fachdidaktik**
- 39 *Beatrix Mandl/Hanna-Maria Suschnig*
work in progress – Bösewichte und Barbaren go online
Berichte und offene Fragen zum fächerverbindenden Projektunterricht
- 44 *Erik Haidenthaller/Eduard Fuchs*
Hyperlinks

Einleitung

John Morrissey

In einem irischen Rebellensong heißt es: „... while Britannias Huns with their long range guns sailed in through the Foggy Dew.“ Missliebige Personen wünscht man dorthin, wo der Pfeffer wächst, als Alternative wird des öfteren Timbuktu angeboten. Nicht selten muss eine ganze Epoche als Metapher des Bösen herhalten: Reaktionäre Politik wird gerne als Weg in die finstere Vergangenheit bezeichnet.

Wer kennt sie nicht, jene Sprüche, die so leicht über die Lippen kommen, jene Bilder, die in nicht wenigen Köpfen herumspuken. Zählen wir einige wahllos auf: Vandalen zerstören Telephonzellen, unordentliche Zeitgenossen hausen wie die Hottentotten, primitive Menschen nennt man Zulukaffer – oder war es Busch neger vom Kongo? Unelegantes Nasenputzen ohne Taschentuch? Russisch Schnäuzen! Hinterlist, Tücke und Verrat? Das riecht nach Balkanischer Intrige, könnte aber auch eine Byzantinische sein. Aber bezichtigt man nicht auch Italiener der Neigung zum Dolchstoß? Und wie hält man es mit einer getürkten Angelegenheit? Horden aus dem Osten: Hunnen, Awaren und Mongolen. Wie schrieb unlängst der Standard? „BSE, CJD, DU, blitzschnell lernt die Welt ... Abkürzungen, die Schrecken verbreiten wie früher einmal die Pest und Attila.“

„Im Minirock aus dem Mittelalter in die Moderne“ lautete der Titel eines Berichts über iranische Frauen im „Kurier“.

Die Liste ließe sich beliebig verlängern, vor allem wenn man die jahrhundertlange Tradition antisemitischer Klischees bedenkt. Es lohnt aber auch der Blick auf die Kehrseite der Medaille: Die Verherrlichung und Überhöhung bestimmter Ethnien, Kulturen und Epochen. Das Mittelalter scheint gegen Antike, Renaissance oder die gute alte Kaiserzeit weiterhin schlechte Karten zu haben. New Age-Anhänger erklären Kelten, Aborigines, Schamanen aller Kontinente sowie die indigenen Amerikaner – wenn sie nicht gerade Kiowas, Huronen oder mit Punkfrisuren ausgestattete Irokesen sind – zu ihren Leitbildern. Ganz zu schweigen von der Verein-

nahmung durch totalitäre Systeme, wie der Germanen durch den Nationalsozialismus.

Angesichts der Überfülle solcher zählebiger Geschichtsklischees fiel die Schwerpunktsetzung der vorliegenden „Beiträge“ nicht leicht. Letztendlich erfolgte eine willkürliche Auswahl: Karl Kaser nimmt in einem sehr persönlichen Artikel zu Vorurteilen über den Balkan Stellung und zeigt, wie lebens- und lebenswert diese Region sein kann. Susanne Binder setzt sich mit dem ständig wandelnden Bild des Flüchtlings auseinander, dessen Status erneut einer Neudefinition bedarf. Karin Huber vergleicht zwei Native American Nations, deren Image wohl nicht unterschiedlicher sein könnte: Navajhos und Irokesen. Erik Haidenthaller beleuchtet ausgewählte Aspekte germanischer Kultur, die heute bei vielen Frauen und in der Jugendszene Skandinaviens neue Bedeutung erlangt hat und damit in krassem Gegensatz zur Instrumentalisierung durch die Nazis steht. John Morrissey analysiert die Geschichte der Mongolen, deren fulminante Erfolge ungeachtet aller Ängste, die sie auslösten, die Welt des 13. und 14. Jahrhunderts in einem noch nie dagewesenen Ausmaß vernetzten und intensive kulturelle sowie ökonomische Austauschprozesse in Bewegung setzten. In einem Beitrag zur Fachdidaktik stellen Beatrix Mandl und Hanna-Maria Suschnig das Projekt einer 3. Klasse am Bundesgymnasium Laaerberg Straße vor: Die Schülerinnen beschäftigten sich mit drei Mythen – Amazonen, Kleopatra und Aborigines.

Noch ein Wort zur Entstehung dieser Nummer. Der Impuls ging von zwei Maturanten aus, die 1998 am Bundesgymnasium Baden Biondegasse hervorragende Fachbereichsarbeiten verfassten, deren Ziel die Analyse klassischer historischer „Ungutln“ war, nämlich der Irokesen und Mongolen. Ihre Manuskripte fielen Mitgliedern unseres Instituts in die Hände – die Idee eines Heftes über „Bösewichte und Barbaren“ war geboren. In diesem Zusammenhang freut uns besonders, dass einer jener beiden Gymnasiasten – Erik Haidenthaller – nun zu unserem Autorenteam gehört.

Einstieg vom Lehrplan aus:

Geschichte und Sozialkunde

Lehrplan für die Sekundarstufe I

Erweiterungsbereich

- Individuelle Schwerpunktsetzung des/der Lehrers/in
- Vertiefung

8. Klasse

3. Gesellschaftliche und politische Probleme unserer Zeit

Lerninhalte:

Überwindung von Diskriminierungen

4. Wiederholung in Längs- und Querschnitten

Lerninhalte:

Ausgewählte Themen aus dem gesamten Lehrstoff der Oberstufe mit besonderer Berücksichtigung der Sozialkunde

Wahlpflichtfach Geschichte und Sozialkunde, Politische Bildung und Rechtskunde

Sachbereich: Vorurteile und Feindbilder

Ursachen und Gefahren von Vorurteilen; Flüchtlingsproblem und Gastarbeiterproblem als psychologische, soziale und politische Probleme; die Entstehung von Pauschalurteilen und Feindbildern

Nachtrag zu Heft 4/2000

Die Redaktion bedankt sich herzlich bei Richard Meisel und Irene Wondratsch (beide AK Wien, Arbeitswelt und Schule) für das von ihnen zur Verfügung gestellte Material und für Ihre Beratung zur Gestaltung der Beiträge zur Fachdidaktik.

Offenlegung lt. Pressegesetz: Der Verein, dessen Tätigkeit nicht auf Gewinn gerichtet ist, bezweckt die Förderung der Forschung, Lehre und Fortbildung in allen Bereichen der Geschichte und Sozialkunde.

Für den Inhalt verantwortlich: Obmann Univ. Prof. Dr. Hannes Stekl

AU ISSN 0045-1681

Beiträge zur Fachdidaktik. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen: Vera Cerha, Sonja Dillinger-Deutsch, Christa Donnermair, Irene Ecker, Klaus Edel, Eduard Fuchs, Wendelin Hujber, Franz Lux, John Morrissey, Brigitte Schmidt-Ghafouri, Eva Steiner-Béres

AU ISSN 004-1618

Beiträge zur historischen Sozialkunde – Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS), c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien. Hergestellt mit freundlicher Unterstützung der Bank Austria

Ständige MitarbeiterInnen Wien: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Ernst Bruckmüller, Markus Cerman, Franz Eder, Alois Ecker, Hubert Ch. Ehalt, Peter Eigner, Eduard Fuchs, Herbert Knittler, Andrea Komlosy, Michael Mitterauer, Alois Mosser, Walter Sauer, Andrea Schnöller, Hannes Stekl

Ständiger Mitarbeiter Graz: Eduard Staudinger; Ständige Mitarbeiter Linz: Michael John, Roman Sandgruber; Ständige MitarbeiterInnen Salzburg: Josef Ehmer, Sabine Fuchs, Peter Gutschner, Sylvia Hahn, Albert Lichtblau, Norbert Ortmayr; Ständiger Mitarbeiter Luxemburg: Jean-Paul Lehnrs

Preise Jahresabonnement: ATS 260.– (Studenten ATS 210.–), Ausland DM 44.–, inkl. Versandkosten. Einzelheft ATS 70.– (Ausland DM 10.–) zuzügl. Porto.

Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien;

Deutschland: Hypo Bank München, Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse): Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41305 (41301) Fax: +43-1-4277/9413

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at, homepage: <http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>

Die Geschichte der Nordeuropäer oder Germanen – wenn man so will

Einleitung

Die Geschichte der germanischen Völker hat neben ihrer tiefgehenden Definitionsproblematik eine schmerzhaft Wunde. Die Tatsache, welche die Forschung und Publikation dieses Themas noch schwerer macht, ist, dass die Allgemeinheit die Wunde als das geschichtliche Objekt sieht, gleichsam als wäre die Wunde selbst zugefügt und die Kränkung einer vergangenen Kultur in ihrer Form der Charakter an sich, und nicht, wie sich die Geschichte vermutlich in Wirklichkeit zuge tragen hat. Mit anderen Worten, die Geschichte der Germanen steht noch immer im Konnex zum Faschismus. Der Faschismus und der Holocaust ist NICHT germanisch, sondern wurde der germanischen Kultur extern – also nicht von sich selber – zugefügt. Der Pangermanismus war ein Werkzeug – aber das Werkzeug war nicht germanisch – eine Konstruktion des modernen Nationalismus.

Für mich war dieser Missbrauch, je mehr ich mich mit der germanischen, speziell der skandinavischen Kultur beschäftigte, umso unerklärlicher und leider verlor ich, je enger ich mich mit der wissenschaftlichen Forschung um dieses Thema befasste, meine Unbefangenheit. Zum Glück konnte ich mich, vor allem aufgrund meines derzeitigen Aufenthaltes in Uppsala, vor dem Ertrinken retten, und so hoffe ich, dass Ihnen dieser Artikel interessante Blickwinkel und Fakten bringen wird.

Religion, Mentalität und Gesellschaft der Germanen. Aspekte der neuen Jugendkultur kontra Faschismus

Ich möchte dieses Kapitel mit einer persönlichen Geschichte beginnen. Vor nicht allzu langer Zeit war mein Leben durch einen schweren Schatten bestimmt: psychisch krank und an der Welt verzweifelt. Dennoch konnte ich mich aus meiner „Dunkelheit“ befreien und neue Lebensfreude finden. Nicht zuletzt war mein Geschichtsstudium und im Speziellen meine Forschung rund um die nordeuropäische Kultur maßgeblich dafür verantwortlich, dass ich zu neuer Gesundheit kam. Warum ich dies gerade hier einbringe, hat folgenden Grund: Die Freiheit zum Leben, politische und soziale, mentale und emotionelle Freiheiten – der Einklang mit sich selber –, die mir halfen, einen neuen Blick für das Leben zu finden, sind alles Kontrapunkte zum Faschismus und Kernbestandteile der frühen germanischen Kultur. Zwar ideologisch anmutend, aber dennoch im groben Zug der vergangenen Realität entsprechend. Empirisch erfasst. Die Nationalromantik hat den Hauch ergriffen, ihn vergällt und entstellt – dem Nationalismus preisgegeben.

Auch heute noch sind die meisten, die einer verklärten Faszination der germanischen Geschichte verfallen, faschistoide Gruppen. Doch es gibt einen Beethovenblick in der Entwicklung. In Skandinavien verbreitet sich im Lauffeuer

eine liberale Weltanschauung im Geiste der nordischen Religion. Ein Kontrapunkt zum Neonazismus. Nordische Religion wird im Zuge der Neuorientierung der Jugend, aber auch der Künstler und Intellektuellen, eine Stütze und ein Lebenswegweiser in der Informationsgesellschaft, in der Emanzipation und in der Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch, im Umgang mit dem Fremden. Selbstverständlich kann auch hier die Gefahr eines Missbrauchs entstehen, aber flankiert durch Forschung wird die



Quelle: Hvass, Zeichnung Flemming Bau
Das Mädchen von Lønne, Zeitenwende: Dieses Bild zeigt deutlich, dass die Germanen nicht die typischen Pelzträger waren, als die man sie darstellen möchte. Sowohl Männer als Frauen hatten Stoffkleidungen in mehreren Modellen – je nach Mode, aber immer mit dem Hang zur Körperbetonung. Dieses Kleid im speziellen war in blau und rot gefärbt und wurde mit Spangen zusammengehalten.



Quelle: Nationalmuseet København (Nationalmuseum Kopenhagen); Das Egtved Mädchen, Dänemark – Typische Kleidung eines Mädchens oder Frau um 500 v. Chr. in Skandinavien. Nicht unbedingt mit unseren Maßstäben konservativ: Kurzer Schnurrock, für viel Beinfreiheit und bauchfreies Top mit weitem Ausschnitt bei den Schultern. So kann „Barbarei“ auch aussehen.

nordische Kultur gebraucht – aus meinen Blickwinkel positiv. Nun stellt sich aber die Frage, warum die nordische Kultur, nebst vieler anderer Naturreligionen und Kulturen, so gut in das heutige System passt. Warum identifizieren sich die Frauen in Skandinavien so gerne mit den Wikingerfrauen? Warum sind gerade Künstler und Studenten so interessiert an ihrer Vergangenheit. Wo liegt der Kern?

Ein diesbezüglicher interessanter Aspekt sind eben vor allem die Frauen. Sie blicken fasziniert auf die soziale und politische Selbstständigkeit ihrer Urahnen, die ihre Weiblichkeit dennoch nicht vernachlässigten. Kurz gesagt, es ist „in“, Weiblichkeit phänotypisch zu glorifizieren und es ist „in“, Kinder zu zeugen. Anderswo wurde der Feminismus in Anlehnung an die Männlichkeit betrieben. Sich breitschultrig durchs Leben zu schlagen. In Skandinavien sieht man die eigene Stärke in der Weiblichkeit. Nur was ist Weiblichkeit? Entsteht sie nicht aus einer männerdominierten Gesellschaftsordnung, wo

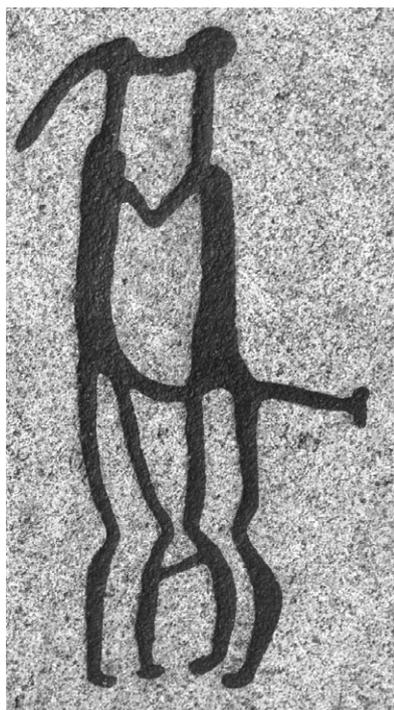
sie, die Männer, ihre Wünsche an den Geschlechtsrollen in die Tat umsetzen? Nach Foucault die Konstruktion der sexuellen Rolle. Außerdem, wo will die heutige Jugendkultur die Weiblichkeit der Frühzeit finden? Bleiben wir bei diesem Thema. Wir reisen archäologisch 3000 Jahre zurück und wir suchen nach, sagen wir, Sakralem. Was finden wir, wenn wir die Fundstücke und Felsenzeichnungen betrachten? Frauen oder besser gesagt, Göttinnen. Wie es Åke Hultkrantz, ein schwedischer Religionswissenschaftler, pointiert formulierte: „Die weibliche Göttin ist die erste Figur im (nordischen) Pantheon“ (Hultkrantz, zitiert bei Onsell, 1999:13, übers. Erik Haidenthaller). Frauen kamen nicht nur als einzige menschliche Bronzestatuetten oder Holzfiguren vor, sie waren auch mit göttlichen Attributen wie Halsbändern, Äpfeln, Schlangen, Schiffen und Wagen abgebildet – und sie waren, wie wir es heute bezeichnen würden, weiblich. Vor allem auf den Felsenzeichnungen. Mit langem Haar, weichen Linien, tanzend. Hinzu kommen noch die sogenannten „Skålgropar“, übers. „Bechergruben“. Man hat lange überlegt, was diese Auskerbungen, welche den größten Anteil an den Felsenritzungen darstellen, bedeuten. Immer mehr kommt man zur Auffassung, dass auch diese insofern weiblich waren, als sie entweder Opferschalen für die Göttin oder schlicht das stilisierte weibliche Geschlecht darstellen. [Diesen Schluss hat man deswegen gezogen, weil die Frauen, die abgebildet wurden, immer eine solche Bechergrube zwischen den Beinen hatten.] Entfernen wir uns von den Bronzestatuetten und den Felsenzeichnungen und widmen wir uns den Grabbeigaben. Diese waren überraschend „weiblich“, auch wenn sie beiden Geschlechtern mitgegeben wurden: Ringe, Ketten, Sichel, abgebrochene Messer, Kämmen, alkoholische Getränke und oftmals verbrannte oder ungebrannte



Quelle: Nationalmuseet København (Nationalmuseum Kopenhagen) Göttin aus Fårdal, Dänemark, ca. 700 v. Chr.; Abgebildet mit vergoldeten Augen und einem Schnurrock wie beim Egtved Mädchen.

te Tierknochen aus dem Reich der Mythologie: Igel, Hasen, Katzen, Pferde. Diese Attribute und die oben genannten waren zumindest in der Eisenzeit weiblich, daher die Folgerung, dass sie dies auch in der Bronzezeit waren. Reisen wir weiter.

Wir kommen in die Zeit, als die Griechen und Römer in Kontakt mit den Nordeuropäern kamen und hier verdichtet sich das Netz – wir bekommen einen noch größeren Einblick in die Rolle der Weiblichkeit: Jeder hat wohl früher oder später von Nerthus gehört, zumindest was die Frauen hier in Skandinavien betrifft – und man erinnert sich gerne daran. Forscht man etwas weiter, hinaus über die Grenzen von Tacitus' „Germania“, betrachtet man die ausgegrabenen Kultfiguren, seziert die Ortsnamen, verbindet sie mit der Edda und analysiert schließlich einige der noch heute gebräuchlichen Kulte, so entdeckt man vieles hinter der uns eigentlich unbekanntem Nerthus: eine weibliche Göttin, zuständig für die allgemeine Fruchtbarkeit, deren eigentlicher Name Njórdir oder Njerdir (vgl. Larsson 1998), Mutter Erde, bedeutete. Ich möchte hier den Schluss zulassen, dass diese



Quelle: Göran Burenhult, *Statens Historiska Museum, Stockholm, Foto Gunnel Jansson; Hällristning (Felsengravur) von Tanum, Schweden, ca. 900 v. Chr.; Verzierungsstück, Helgö, Uppland, Schweden, ca. 500 n. Chr.; Die Felsenzzeichnung und das 1,05 x 0,65 cm große Verzierungsstück sind zwei der vielen bedeutungsmäßig gleichen Objekte und zeigen die Kontinuität in der Kunst, in der das „göttliche“ Liebespaar zentral war.*

Göttin, die wir namentlich aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert kennen, die Göttin ist, die wir in der Jungbronzezeit vorfinden. Wie war ihr Kult, ihre Stellung in der Gesellschaft, bzw. was geschah aus ihr – und interessanter – wie wirkte sie sich auf die Gesellschaft aus? Allzu viel ist uns leider nicht überliefert. Wir wissen jedoch aus Grabforschungen und aus zahlreichen Berichten der antiken Geschichtsschreiber, dass die Stellung der Frau eine hohe war und bleiben sollte. Sie war wirtschaftlich unabhängig, hatte das Recht zur Scheidung, hatte religiöse Funktionen und war politisch aktiv. All dies lässt sich anhand vieler Indizien nachweisen, von denen der Archäologie bis zu denen der Ethnologie. Nicht zu vergessen der Njordir-Kult. Ein interessantes Reinkarnations-Phänomen, welches teilweise bei genauerer Betrachtung noch in der Edda ablesbar ist. Der

Priester der Göttin war männlich. Er war ihr Gatte, gleichzeitig ihr Sohn, und er sollte am Ende des Jahres sterben, um im nächsten Frühling wieder zu neuem Leben erwachen zu können. Ein kleiner Überrest dieses Fruchtbarkeitskultes lässt sich noch heute in Schweden und Norwegen beobachten, wenn um die Sommer Sonnenwende ein symbolisierter gigantischer Phallus die Mutter Erde befruchten soll und ein Priester zum Fest aufruft. Die Mutter war konstant, die männliche Befruchtung musste und muss jedes Jahr von neuem wiederholt werden. Nicht nur der Spiegel der Weiblichkeit konnte sich, wie wir sehen, bis in unsere Zeit erhalten, sondern auch die Reste des Kultes. Zurück zum Priester. Dieser sollte das weltliche Bild des göttlichen Sohnes und Gatten sein. Namentlich taucht diese Gestalt nur selten auf, im heutigen Deutschland vor allem unter dem Namen Loll oder Lell, in Skandinavien Ull(r), später, wie auch in Skandinavien Balder, Baldur und jetzt kommt es: Frikko und Frey (vgl. Amstadt 1994). War

nicht jener Gott die Schwester von Freya? Und war er nicht Sohn eines männlichen Gottes, der Njord heißt? Und war Balder später nicht Sohn der zweiten Version Freyas, Frigg, der sterben musste, um nach Ragnarök neu geboren zu werden? Wir sehen einen Hauch einer alten Fruchtbarkeits- und Reinkarnationsreligion und wir sehen die Umwandlung einer weiblichen Göttin in einen männlichen, im Zuge einer versuchten Patriarchalisierung der Religion. Doch dazu später, denn bevor ich weitergehe und die Religion, die Stellung der Frau und die Gesellschaft allgemein beschreibe, möchte ich versuchen zu erklären, warum es zu diesem weiblichen Fruchtbarkeitsweltbild und zur weiblichen Domäne kam.

Als die Jungbronzezeit in Nordeuropa um 1200 v. Chr. begann, hatte sie noch Teil an der postglazialen Wärmeperiode, was bedeutet, dass Nordeuropa ein, mit heutigen Maßstäben gemessen, mitteleuropäisches Klima hatte, mit einem sogenannten Edellaubwald aus Eichen, Ulmen, Erlen, Buchen und Linden. Der heute dominierende Fichtenwald war noch nicht über den Polarkreis hinausgekommen. Das Klima war daher bei weitem nicht so rau, wie man es sich es vielleicht vorstellen würde, die Durchschnittstemperatur lag ca. 3°-4° C. über dem heutigen. Die Lebensbedingungen waren daher viel besser, als die Nachfahren dieser Bevölkerung, die Germanen, sie haben sollten (vgl. Burenhult 1999). Wie auch immer erreichte erst vor ca. 3000 Jahren v. Chr. die landwirtschaftliche Revolution diesen Teil Europas. Diese Umwälzung – Umstellung auf Ackerbau und Viehzucht, Handwerksspezialisierungen, Bearbeitung von Bronze – wird oftmals eingewanderten Indoeuropäern zugeschrieben.

Es sollte sich jedoch im Norden eine interessante Entwicklung durchsetzen: Es entwickelte sich keine typische Bauerngesellschaft. Warum, ist schwer zu erklären, einige

Indizien gibt es jedoch. In Nordeuropa waren die Voraussetzungen, die eine Landwirtschaft forderten, nicht im gleichen Ausmaß gegeben wie anderswo. Die Nahrungsversorgung durch Jagd, Fischerei und gesammelte Naturalien war nicht in eine Krise geraten, wie etwa im Fruchtbaren Halbmond, und auch Wasser war in großer Menge vorhanden. Es gab keine wirklich große Nachfrage nach Landwirtschaft. Die Bevölkerung hatte 5000 Jahre länger Zeit, sich an diesen „Idealzustand“ zu gewöhnen als die Hochkulturen im Nahen Osten, die – mehr oder weniger – entwicklungstechnisch zur Landwirtschaft gezwungen wurden. Die Effekte dieser gut funktionierenden Jäger- und Sammlergesellschaft waren mehrere. Der augenscheinlichste war, dass die Bevölkerung nur langsam – wenn überhaupt – wuchs, ein Effekt, den man auch bei anderen Jäger und Sammlergesellschaften beobachten kann. Der Grund: Es war problematisch, die Nahrungskette mehr auszudehnen, als es die Natur zuließ.

Ein anderer wesentlicher Faktor, der vor allem von Genderforschern diskutiert wird, war die Stellung der Frau in dieser „protogermanischen“ Gesellschaft, die vermutlich eine sehr starke war, da sie in viel höherem Grad an der Nahrungsbeschaffung teil hatte und nicht in solch großem Ausmaß an die Kinderbetreuung gebunden war wie in einer reinen Bauerngesellschaft. Kurz gesagt, man zeugte weniger Kinder, die jedoch durch optimale Nahrungsbeschaffung effizienter am Leben gehalten werden konnten. Ein anderer Aspekt dieser Gesellschaft war, dass sich keine autoritären Strukturen entwickelten, da diese keine Funktion hatten. Die Gesellschaftsstruktur musste auf gemeinschaftliche Kooperation bauen. Lediglich religiöse Persönlichkeiten konnten eine dominante Rolle in der germanischen Kultur spielen. Und da man kein expansives politisches System hatte, wozu auch, sondern

lediglich der Fortbestand des Lebens zentral war, blieb auch die Religion auf Fruchtbarkeit ausgerichtet, was ebenfalls den Frauen zugute kam. Weiters war die Gesellschaft in ihrer Teilzelle, der Familie, autark.

Dennoch wurden die Errungenschaften der landwirtschaftlichen Revolution teilweise übernommen – warum? Nun, man sah die Vorteile in einer Überschuss-, Lagerungs- und Nahrungspolitik, wodurch „Nebenbeschäftigungen“ wie Handwerk, speziell Metallverarbeitung, Handel und Religion leichter gehandhabt werden konnten. Gleichzeitig wollte man die Vorteile der Jäger und Sammlergesellschaft nicht aufgeben – es bildete sich eine Mixgesellschaft heraus, eine Entwicklung, die wie gesagt vor allem den Frauen zugute kam. Und diese Stellung wollten die Frauen nicht mehr hergeben. Man wollte all dies beim besten Willen nicht verlieren und noch bis hinein in die Zeit, als die Germanen mit dem römischen Reich in Kontakt traten, sollte sich diese Stellung bewahren. Hier schließt sich der Kreis und wir sind wieder bei der Stellung der Frau in der germanischen Gesellschaft.

Beispiel für ihre Sonderstellung gibt es viele, ein „alter Hut“ sind die Sätze Tacitus': *„Die Germanen glauben sogar, den Frauen wohne etwas Heiliges und Seherisches inne; deshalb achten sie auf ihren Rat und hören auf ihren Bescheid.“* (Tacitus, in Fuhrmann 2000:15) Als Beispiele hierzu seien Veleda, Sibylla oder die zahlreichen weiblichen Priester und Seherinnen bei den Wikingern genannt. Oder die Frauen in der Politik: die Frauen der germanischen Heerkönige (Thusnelda & Co.) oder der Merowinger, auch jene der Wikingerhäuptlinge, welche alle zu einem sehr hohen Grad die Politik ihrer Männer nach ihren Interessen steuerten.

Diese spezielle Stellung, die sich im Glauben widerspiegelte, begriffen die Römer sehr schnell, indem sie, wenn sie Geiseln forderten, Frauen haben wollten. Ein ande-

res interessantes Beispiel für die Macht und Interessen der Frauen spiegelt sich in der Geschichte, als die Frauen von Birka, Handelsmetropole „Wikingerschwedens“, den vom „fränkischen Kaiser“ gesandten Bischof verprügelten, aus der Stadt jagten und die von ihm gebaute Kirche verbrannten. „Unterwerft euch der göttlichen und männlichen Autorität“ hieß es von seiner Seite, was nicht wirklich gut bei den Frauen ankam, und auch nicht bei den Männern, denn missmutige Frauen waren keine glänzenden Ehe- und Vertrauenspartner, wenn man auf „Entdeckungsreisen“ ging – und seine politische Autoritätsforderung war ihnen ebenfalls unlieb (vgl. Ambrosiani 1992–1998, Ingelman/Sundberg 1997).

Um die Beschreibung der Glaubensvorstellungen abzurunden, möchte ich noch wenige Aspekte der Religion bzw. die fundamentale Veränderung beschreiben, welche den germanischen Glauben erfasste.

Man muss sich die Religion der germanischen Völker schamanistisch vorstellen, als man es bisher getan hat. Abgesehen davon, dass es die oben erwähnten weiblichen Schamaninnen gab, so war die gesamte Religion sehr auf Naturmystik ausgerichtet, oft in Verbindung mit Fruchtbarkeitskulten. Man betrachte nur die Schilderungen der Franken über die Sachsen oder die Berichte der Römer und Griechen über die frühen Germanen. Auch hier findet man interessante Hinweise in der Edda. Das ältere Göttergeschlecht, die Vanen, aus welchem Njord, Freya & Co. entstammen, war in Geisterbeschwörung und Naturmystik sehr bewandert, was bald vom sogenannten Kriegsgott Wodan/Odin übernommen wurde. Allein die Musik, soweit wir sie rekonstruieren können, vermittelt einen solchen Eindruck. Trommeln, Maultrommeln, Flöten, Hörner und Gesang machen nicht wirklich den Eindruck klassischer „Machomusik“. Noch heute lassen sich solche Stile in vielen alten Musikstücken

aus isolierten Gegenden Schwedens und Norwegens ausfindig machen. Auch wenn man keine anachronistischen Schlüsse ziehen darf und sich vor Augen halten muss, dass es neue Instrumente gibt, wie Dudelsack und Geige, bekommt man dennoch einen guten Eindruck, wie die Musik vor 2000 Jahren geklungen hat. Aber nicht nur die Musik überrascht einen noch unbewanderten Zuhörer, sondern auch die Texte, welche schon immer so gesungen wurden und inhaltlich alles andere als christlich sind: Paarung, Heirat, Wachstum der Natur, Kampf gegen Trolle und böse Geister – um nur einiges zu nennen. Hier wieder ein kurzer Exkurs zur Jugendkultur. Während die Musik ursprünglich zur Religion und zum Alltag gehörte, werden solche Lieder heute zur „coolen“ Alltagskultur gerechnet und auf Radiosendern besseren Kalibers gespielt. Siehe die Folkband „Hedningarna“, übersetzt „die Heiden“, die sich in Zusammenarbeit mit der „staatlichen Kultur- und Geschichtsinstitution“ auf den Weg machten, Altes neu zu beleben. Das Ergebnis lässt sich hören (<http://www.cabal.se/silence/nyhedning/index.html>, 01.01.10).

Aber zurück zur Religion. Wenn man den alten Liedertexten keinen glauben schenken möchte, stöbert man ein wenig in den archäologischen Forschungen und entdeckt eine Naturmystik und Potlachkultur, die wir heute fälschlicherweise unter New Age deklarieren. Wertgegenstände, die in heutiger Relation einen Mercedes darstellen würden, wie Goldschilde, Schwerter, andere Kunstobjekte wurden in abgelegenen Waldseen und Mooren, sowie in Bächen und Flüssen den Göttern gegeben. Natürlich gab es auch Tieropfer in großer Zahl und auch Menschenopfer. Aber die Opferung von Menschen war kein Spezifikum der Nordeuropäer und betraf, was die Sache nicht besser macht, Kriegsgefangene oder Freiwillige. Aber diese Menschenopfer waren selten und häuften sich erst

in einer Umbruchsphase, als sich die Gesellschaft im Krieg mit dem römischen Reich befand. Doch dazu später. Zuvor noch zum Charakter und Ursprung der Opfer sowie zum Charakter der Religion im Allgemeinen. Warum opfert man solche Unsummen an materiellem Besitz, in manchen Fällen sogar Blut? Ich weiß es nicht. Aber neben dem allgemeinen Glaubensbedürfnis des Menschen sind sicher die, trotz allem unwirtschaftlichen, nordischen Lebensbedingungen ein erklärender Aspekt, bei denen man in einem so hohen Grad von der Natur abhängig ist, daher an die Macht des Übernatürlichen zwangsläufig glaubt und vermutlich ein sehr starkes Bedürfnis nach Freundschaft mit den Göttern entwickelt. Dennoch war die Religion der germanischen Völker nie eine strafende oder eine diskriminierende, weder sexuell noch sozial oder ethnisch. Es gab keine Abstufung in eine gute und eine böse Macht und das spiegelt sich in der Gesellschaft. Der Focus lag in der psychischen und physischen Gesundheit – symbolisiert durch die Fruchtbarkeitsreligion. Wie es später die Vanen in der alten Edda meinen: Lebe dich. Es gab keine Regeln und Gebote von göttlicher Seite – außer denen, die aus dem menschlichen Wunsch nach dem Glück selbstverständlich sind. Die Regeln waren – wie wir sie aus der Literatur und aus den Funden kennen, oder sie empirisch erfassen können – Gastfreundschaft (Hellmuth 1984), Kooperation und Mithilfe (Burenhult 2000), relative Gleichberechtigung (Amstadt 1994; Onsell 1999), emotionelle und infolge dessen sexuelle Freiheit (ebd.) und Toleranz gegenüber anderen Volksgruppen. Diese Regeln wurden als göttlich interpretiert und waren daher selbstverständlich und wurden deshalb nicht als Last empfunden. Die Germanen haben keinen Genozid durchgeführt, nicht versucht eroberte Völker an sich anzupassen, zu missionieren, voreheliche Kinder zu töten oder

Frauen zu benachteiligen, die Eheschließung extern zu bestimmen, sich autoritären Führungsstrukturen zu unterwerfen oder etwa die Kooperation bei der Landwirtschaft zu verweigern.

Die Aussagen, dass die Germanen gegenüber anderen Volksgruppen tolerant waren, nicht missionierten sowie nichtautoritäre Führungsstrukturen hatten, sind wert, näher erläutert zu werden: Aggressionen gegen außergermanische oder innergermanische Völker entstanden grob gesagt nur dann, wenn man die Germanen am Siedeln hinderte. Denn nach germanischer Auffassung war Grund und Boden ein allgemeines Gut. Weiters kamen im innergermanischen Fall größere Streitereien selten vor und im außergermanischen Fall war ihre Herrschaft nach dem militärischen Konflikt meistens eine überraschend friedliche, wie das Beispiel der Langobarden in Italien zeigt, wo der Ursprungsbevölkerung die germanische Herrschaft besser schien als die des Justinians (vgl. Beck 1999; Primärquellen, siehe Literaturverzeichnis).

Und das „nicht – missionieren“? Dass sie dieses nicht taten, ist ja bekannt, wie es jedoch um die Religionsfreiheit stand, gehört weniger zum Allgemeinwissen. Hierzu sei bloß gesagt, dass die Christenverfolgungen bei frühen Goten oder bei den Wikingern nicht daher rührten, dass sie nicht andere Glaubensrichtungen tolerierten, sondern ihre politische Freiheit durch das Christentum gefährdet sahen.

Und schließlich die autoritären Führungsstrukturen. Folgende Geschichte gibt einen sehr guten Einblick in dieses nicht existente aber dennoch für typisch germanisch gehaltene Phänomen. Als die Wikingern erneut auf Landsuche waren und mit den Christen in einer für diese nicht unbedingt glücklichen Weise zusammenstießen, bemerkten jene ein für sie unbegreifliches Phänomen. Plakativ formuliert, trug es sich folgendermaßen zu:

Der fränkische Gesandte fragte bei den Wikingern nach ihrem Chef und er bekam zur Antwort „Ich bin der Chef“, ungläubig ging er zum nächsten und auch jener sagte „Ich bin der Chef“ und so weiter. Die gleichen Erfahrungen machten tausend Jahre früher römische Gesandte bei den Kimbern oder bei anderen germanischen Stämmen (ebd., Pörtner 1971). Also proto-demokratische Selbstbestimmung anstatt militärische Unterordnung Führungspersonlichkeiten gegenüber. Woher kommen dann solche Figuren wie Caesars „rex germanorum“ Ariovist? Und wie sieht es überhaupt mit der legendären Ehre und der Heldenkultur aus?

Wir müssen uns in die Gesellschaft der Germanen versetzen und werden erkennen, dass diese eine sehr dynamische war. Warum, ist schwer zu erklären, aber eine Gesellschaft mit relativ oder sehr hoher Selbstbestimmung und einer nicht stark ortsgelassenen Wirtschaft (Viehhaltung, wenig Getreideanbau, kein stationäres Handwerk) ist soziologisch an sich sehr dynamisch. Eine Gesellschaft, in der Menschen sich politisch in Richtung Machtübernahme und Umstrukturierung der politischen Verhältnisse entwickeln können, tendiert sehr stark dazu, sich in Bewegung zu setzen. Hier halte ich es mit dem bekannten Bonmot Max Webers und meine, dass in einer freien Gesellschaft ein außeralltäglicher Mensch das Alltägliche leicht in Bewegung versetzt. Sozusagen der „politische und soziologische Kapitalismus“. Dies könnte ein Grund sein für die großen Stammesverschiebungen bei den Germanen. Dennoch blieben die Führungspersonlichkeiten, die eine solche Umwälzung erforderte, immer an das Gleichberechtigungsprinzip gebunden. Sie konnten sich nicht über den allgemeinen Stammes- oder Thingswillen (Thing war die protoparlamentarische Ratsversammlung der Germanen) hinwegsetzen. Doch es sollte sich nach dem Kontakt mit der „zivil-

sierten“ Welt viel verändern. Die Konflikte mit den Römern, welche die dynamische Gesellschaft der Germanen berechtigterweise für ihr Weltreich als gefährlich ansahen, forderten zusehends dauerhafte Führungspersonlichkeiten, um die Konflikte erfolgreich zu bewältigen und dementsprechend zu agieren. Es traten immer öfter Germanenhäuptlinge auf die Bildfläche, die notgedrungen größere politische Befugnisse innehatten. Doch wieder konnten sie den Gesellschaftswillen nicht missachten. Diese Umwälzung lässt sich auch in der Religion ablesen, wo plötzlich um Christi Geburt neben den „epikureischen“ Göttern auch Göttervaterfiguren (Wodan) entstanden oder, besser gesagt, aus den verstaubten Schubladen geholt wurden. Kriegs- und Totengötter spielten eine immer größere Rolle, was aber nicht heißt, dass das Kriegssystem zum Normalstatus wurde. Aber für den Fall der Fälle, wo man einen politischen „rex germanorum“ benötigte, fand man seine Legitimität in der Religion, die mit dieser Facette eben männlicher wurde. Oder wenn man so will, die Genealogiegötter, Mannus und wie sie alle heißen, und die schöne Freya bekamen Gesellschaft in ihrem Pantheon. Dieses Phänomen der immer öfter wiederkehrenden Führungspersonen tauchte daher bezeichnenderweise vor allem, oder besser gesagt, ausschließlich, in den Grenzregionen der freien Germania auf. Übrigens: „König“ hatte ursprünglich eine religiöse Bedeutung und war an den oben beschriebenen Fruchtbarkeitskult gekoppelt. So war Ariovist lediglich ein „Premierminister“ und Arminius ein geschickter Fürst, der seine Fähigkeiten nicht ungebraucht lassen wollte. Der Terminus Fürst fordert Erklärung: Diejenigen, die durch Charisma Menschen an sich binden konnten, wurden als adelig angesehen. Politische Macht basierte somit auf Charisma – sowie religiösen Funktionen und großem Besitz, der zuerst durch geschickte

Viehwirtschaft, später durch Beutezüge vermehrt wurde. Bezeichnend ist, dass das altnordische Wort für „Vieh“ Besitz und Macht bedeutete.

Und wie verhielt es sich mit der Ehre und dem Heldentum? Dem Bis-zum-letzten-Mann-Prinzip in einer aussichtslosen Kampf-Situation? Der berühmten Nibelungentugend? Ich glaube, hier haben die späteren Geschichtsschreiber und Herrscher einen Ausnahmefall zum Prinzip erhoben. Wenn man die Quellen studiert, so kann man bald feststellen, dass Germanen im Normalfall sehr pragmatisch waren und sich nicht blind dem Untergang preisgaben. Nur allzu oft erfährt man, dass die Germanen in einer aussichtslosen Schlachtsituation und wo die Möglichkeit dazu gegeben war, den Rückzug antraten. Oder es gar nicht so weit kommen ließen. Im übrigen bestand ihre Kriegstaktik aus furchteinflößender Brachialgewalt. Im Rudel gegen den Feind und „hau drauf“. Oder wenn es nicht anders ging mit Guerillataktik, was Germanicus, Tiberius und etliche andere zu ihrem Leid erfahren mussten. Die Strategien verwendeten sie obwohl, oder vielleicht gerade weil viele germanische Fürsten bei den Römern in relativ hohen militärischen Diensten standen und deren Taktik sehr gut kannten.

Zurück zum Heldentum. Natürlich gab es auch die Situation, wo man „heldenhaft“ bis zum letzten Mann kämpfte. Aber zu dieser Alternative entschloss man sich erst, wenn es eben keine andere gab. Wo die Möglichkeiten auf Flucht gleich null waren und man sich mit seiner Familie nicht unter Sklavenherrschaft bringen wollte. Und der Rest unserer Helden? Ja, theatralisches Verhalten gab und gibt es wahrscheinlich in allen Kulturen, obwohl der Schluss manchmal sehr nahe liegt, dass dieser Charakterzug bei den germanischen Völkern sehr ausgeprägt schien, vor allem, wenn man sich die Islandsagas ansieht. Dennoch bekommt man bei genauem Quellenstudium den Eindruck, dass



Quelle und Foto: *Historisk – Arkæologisk Forsøgcenter, Lejre*;
Dieses Bild eines rekonstruierten Dorfes aus der Periode von 500 v. Chr. bis zur Zeitenwende ist typisch für seine Zeit: Mehrere dreischiffige Häuser mit unterschiedlichen Funktionen, offener Platz in der Mitte, Nähe zu einem See. Solche Dörfer wurden trotz der Bevölkerungsbewegungen oft über 500 Jahre bevölkert.

die Germanen trotz ihrer Todesverachtung – das Leben nach dem Tod war ja nicht die „Hölle“ – sehr am Leben hingen und sie die Theatralik nicht mehr als notwendig auslebten. Einfach pragmatisch.

Die Nationalsozialisten schmiedeten einst einen pseudogermanischen Spruch, der „*Meine Ehre heißt Treue*“ lautete, und solche Statements darf man sich sogar heute noch in der österreichischen Politik anhören (Windholz, zitiert in *Der Standard*. 06.06.00). Niemals hätten sich die Germanen vorstellen können, dass ihr Begriff von Ehre auf diese Weise interpretiert und missbraucht werden könnte, denn sie verstanden unter diesem Begriff etwas ganz anderes. Herwig Wolfram formuliert ihre Vorstellung davon sehr gezielt: „*Die Ehre eines Menschen ist seine totale Integrität, seine Unverletzlichkeit in körperlicher wie geistiger, materieller, wie ideeller Hinsicht*“ (Wolfram 1999:21). Die Germanen verstanden unter Ehre ihre völlige Souveränität und die Freiheit, diese zu leben. Und Treue war eben ein Faktor der persönlichen Integrität. Das Festhalten an einem Treuegelöbnis galt solange es den eigenen Vorstellungen entsprach, zum eigenen Nutzen war und die persönliche Integrität wahrte. In diesem Sinne agierten die Menschen, die den suebischen Häuptlingen in die Schlacht folgten und wieder von ihr gingen; daher die

Aggressionen gegen die Römer, als die waffenlosen Marser, um ihr Heiligtum versammelt (ebd.: 22), von diesen niedergemetzelt wurden. In diesem Sinne die Strafexpedition Sven Gabelbarts nach England, als die Dänen dort ermordet wurden. Die Liste ist unendlich fortsetzbar, in allen Kulturen. Nicht nur Hagen aus dem Nibelungenlied erfüllte somit seine Souveränität. Nicht zu reden von den Frauen, deren Integrität es immer zu wahren galt, daher die hohen germanischen Strafen bei Vergewaltigung oder Raub.

Folglich war die Kränkung eines Hilflosen das Schlimmste und nicht der Treuebruch, wenn der Treuebrechende im Sinne seiner Souveränität handelte. Und zu guter Letzt das Vergeben. Die nicht vergebenden Germanen vergaben vieles, wenn sie eine Entschädigung für ihre Kränkung bekamen – vor allem in Form von materiellen Gütern.

Konklusio

Alle diese beschriebenen Aspekte haben dazu geführt, dass sich in Skandinavien bei vielen Studenten, Künstlern, Intellektuellen, aber auch, um eine uns wohlbekannte Terminologie zu verwenden, beim kleinen Mann, eine neue Lebensanschauung und Geschichtsromantik durchsetzt. Und nicht in irgendeiner Form diskriminierend, sondern eben tolerant, wie es ihre Vorfahren waren. Es ist nicht die Ethnie, sondern das menschliche Glück, das zählt. In einer Zeit der großen Umwälzungen, wo man lernen muss, mit dem Fremden auszukommen, Gleichberechtigung zu leben, Selbstbestimmung in der Politik zu erfassen, die Natur zu respektieren – geht es darum, Lebensfreude durch Akzeptanz und Freiheit zu gewinnen. Die Negation von veralteten Mustern und unnötigen Autoritäten. Die emotional und sozial starke Frau als Stolz der Gesellschaft damals und heute. All das vergangen und dennoch neu.

Und all das steht im starken Widerspruch zu jeglichen faschistoiden Regierungsformen und Gesellschaftsentwicklungen. Man sieht, wie falsch es ist, die germanische Kultur so auszulegen, wie es die Nationalsozialisten gemacht haben. Neonazis gibt es auch in Skandinavien, doch fragt man einen gewöhnlichen Menschen, ob er seine „heidnische“ Vergangenheit und deren Symbole als faschistisch deklarieren würde, wird man ein klares „Nein“ erhalten. Leider benützen noch immer viele Neonazigruppen in Deutschland und Österreich pseudogermanische Geschichts- und Weltanschauungen. Sie würden sich wundern, wenn sie diese hinterfragten.

Daher ist es wichtig, diese Kultur nicht zu stigmatisieren und dem rechten Rand zu überlassen, sondern sie in die Öffentlichkeit zu tragen. Noch immer wird so gut wie gar nichts im deutschsprachigen Raum über Mentalität und Gesellschaft der Germanen geforscht und geschrieben. Warum findet man im Standardwerk für germanische Geschichte kaum etwas über deren Gesellschaft und Religion?

Gerne hätte ich all diese Aspekte, sowie die Kunst und die vergangene bzw. wiederaufblühende heidnische Mystik, speziell in der skandinavischen Musik, aber auch die Wirtschaft und das Rechtssystem näher erörtert und ich hoffe dazu noch die Möglichkeit zu haben.

PS.: Definitionsproblematik und der „Indogermanenmythos“ – Ideologie und wenig Realitätssinn

Der Beginn der Germanen als Ethnie ist schwer festzusetzen, bisweilen sogar unmöglich, da er je nach Wissenschaftszweig anders definiert und damit anders angesetzt wird. Die Indogermanisten und Linguisten sehen die ersten Germanen erst ab der ersten Lautverschiebung, die ungefähr zur gleichen Zeit begann – etwa 500 v. Chr. – wie die Jastorfkultur, die meistens von den Historikern als Anfang der Germanen genannt

wird. Archäologen sehen jedoch bereits früher eigenständige Kulturen in Nordeuropa, nennen diese aber nicht germanisch, sondern lassen sie mehr oder weniger namenlos: z.B. nordische Jungbronzezeit. Ich persönlich behandelte in dieser Arbeit die wenig bekannte Geschichte jener Völker sowie deren Vorfahren, die durch ihre Religion, Kunst und Kultur, Gesellschaft und Sprache verwandt waren, bzw. sich ähnelten und allgemein Germanen genannt werden können. Daher inkludierte ich auch die Kimbern und die Wikinger in meine Analysen. Die Völkerwanderungsmassen wie die Franken oder Burgunder, die auch zu den Germanen gerechnet werden können, lasse ich jedoch erstens aus Platzgründen aus, und zweitens waren deren Gesellschaften in der späteren Phase so stark vom Christentum und von der römischen Kultur beeinflusst, dass sie nicht mehr wirklich zur Gänze Zeugen der germanischen Kultur waren.

Ein anderer – konfliktreicher – Aspekt ist die Behauptung der Linguisten und mancher Historiker, es gäbe eine Einwanderung von Indoeuropäern um 2000 v. Chr. Diese Behauptung ist jedoch nicht haltbar, da sich eine große Einwanderung und Neubevölkerung Europas, Nordeuropas hier im speziellen, archäologisch überhaupt nicht beweisen lässt (Burenhult 1999). Wahrscheinlich waren die „Indoeuropäer“ eine Volksgruppe von der Südküste des Schwarzen Meeres, die mit ihrer zahlenmäßig

marginalen Wanderung die Landwirtschaft ins nordwestliche Europa brachten (ebd.). Die Linguisten ziehen jedoch zur Beweisführung dieser Einwanderung, die für sie eine Neubesiedelung bedeutet, die sprachlichen, angeblich nicht indoeuropäischen Substrate Europas bzw. Nordeuropas heran, die dann von der fiktiven „indoeuropäischen Sprache“ überlagert wurden (Beck 1998). Interessanter Faktor hierbei ist jedoch, dass Europa schon viele tausend Jahre – angeblich 35.000 – früher vom modernen Menschen bevölkert wurde. Und: die große Stratifizierung der europäischen Ethnien, vor allem auch die phänotypische, wo wir beim Punkt angelangt sind, der leider noch immer viele interessiert, beweist, dass die Bevölkerung Europas älter ist, als die sagenumwobene Einwanderung der Indoeuropäer. Hierzu gehören auch die Nordeuropäer und die Urahren der Germanen. Eine Ethnie, die mit vielen externen und internen Einflüssen später eben germanisch genannt werden sollte. Kurzum, der Begriff „Indogermanen“ als Synonym für „Indoeuropäer“ ist falsch und der Ausdruck „Indoeuropäer“ selbst würde den Schluss nahe legen, dass die Menschen Europas vorher keine Europäer waren: Da nicht existent, oder ausgemerzt. Ein sehr bizarres Bild.

LITERATUR

[Ich kommentiere nur die in Deutsch oder Englisch erhältlichen Werke, die mir wichtig erscheinen. Ferner gebe ich aus Platzgründen nur die Hauptwerke an – leider ist die wichtigste Arbeit, Arkeologi i Norden, nur auf schwedisch erhältlich. Ein anderer Quellenaspekt, sind die nicht literarischen, wie Interviews und Erfahrungen, die ich in Skandinavien gesammelt haben und hier nicht aufzählen kann. Im übrigen bietet die Universität Wien ein gutes Spektrum über die Geschichte der Germanen.]

B. ALMGREN (Hg), Vikingen, Wahlstrom och Widstrand. Stockholm 1995

J. AMSTADT, Die Frau bei den Germanen, Kohlhammer. Stuttgart 1994

Dieses Werk gibt einen guten Einblick in die Rolle der Frau bei den Germanen, auch wenn einiges falsch und bisweilen wiederlegt ist.

H. BECK (Hg.), Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Die Germanen. Berlin 1998: Walter De Gruyter

Ein gutes Standardwerk betreffend der Geschichte der frühen Germanen und der Quellen. Leider etwas spärlich betreffend sozialer Aspekte.

G. BURENHULT (Hg.), Arkeologi i Norden I, Natur och Kultur Förlaget. Stockholm 1999

G. BURENHULT (Hg.), Arkeologi i Norden II, Natur och Kultur Förlaget. Stockholm 2000

CAESAR, Der gallische Krieg, Marieluise Deissmann (Übers. u. Erläut.). Stuttgart 1998: Reclam

T. CAPELLE, Die Wikinger, Eine Kunst Und Kulturgeschichte. Darmstadt, 1994: Wissenschaftl. Buchges.

Ein gediegenes und ausführliches Werk bezüglich der Kunst der Wikinger.

E. H. R. DAVIDSON, Nordens gudar och myter. Stockholm 1984: Prisma

Andere Werke dieser Autorin, „Lost beliefs of northern Europe“ sowie „Roles of the northern Godds“ sind auf der Uni Wien auf Englisch erhältlich, und stellen das Standardwerk der nordischen Religion dar.

H. DÖBLER, Die Germanen, Legenden und Wirklichkeit von A – Z. München: 2000: Orbis, Bertelsmann

Ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk über die Germanen bis in die Völkerwanderungszeit.

EDDAN (die ältere Edda), Nordens Fornsånger/Edvin Thall (Übers.). Stockholm: 1995: Fabel Förlag

Die ältere Edda ist auch bei Reclam in einer brauchbaren Übersetzung vorhanden.

B. GRÄSLUND, Perspektiv på vor äldsta historia. Uppsala 1980: Skolöverstyrelsen

L. HELLMUTH, Gastfreundschaft und Gastrecht bei den Germanen. Wien: 1984: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss.

M. KLESIUS (red.), The Mystery Ships From A Danish Bog, S. 28 ff.; National Geographic, In Search Of Vikings, Vol. 197/No. 5. Washington 2000

Dieser Artikel gibt einen guten Eindruck über die Potlachkultur der nördlichen Germanen wieder.

M. G. LARSSON, Svitjod, Atlantis. Stockholm 1998

A. LUND, Die ersten Germanen: Ethnizität und Ethnogenese. Heidelberg 1998: Winter

B. ONSELL, Jordens Moder I Norden. Stockholm 1999: Carlssons

R. PÖRTNER, Die Wikingersaga. Düsseldorf 1971: Econ

Ein hervorragendes Allgemeinwerk über alle Aspekte der Wikingergeschichte.

SNORRI STURLUSON, Die Edda, (Übers. u. Erläut.) Arnulf Krause. Stuttgart 1997: Reclam

TACITUS, Germania, Manfred Fuhrmann (Übers. u. Erläut.). Stuttgart: 2000: Reclam

R. TETZNER, Germanische Göttersagen. Stuttgart 1998: Reclam

Exzellente Nacherzählung und gute Analyse der nordischen Religion.

H. WOLFRAM, Die Germanen. München: 1999: H. C. Beck

H. WOLFRAM, Das Reich und die Germanen: zwischen Antike und Mittelalter, Siedler, Berlin: 1994;

Ein breitgefächertes und gediegenes Standardwerk über die Germanen während der Völkerwanderungszeit.

Gunnlaug Ormstungas saga och andra isländska sagor, (Übers.) Hjalmar Alving. Stockholm 1966: Aldus/Bonnier

Übriges:

Die meisten Primärquellen, außer die oben angeführten, kenne ich entweder aus Zitaten oder in schwedischer Übersetzung und werde sie hier nicht anführen. Hat man jedoch den Wunsch die Primärquellen in deutscher Übersetzung näher zu studieren, empfehle ich das Werk „Die Germanen: Geschichte und Kultur der germanischen Stämme Mitteleuropas“, Bd. 1–4., Hg. Bruno Krüger, siehe Literaturverzeichnis bei H. Wolfram, Die Germanen, 1998;

Zahlreiche Schriften von Åke Hultrantz:

Åke Hultrantz' Schriften möchten ich im Detail hier nicht anführen, da diese zu zahlreich sind, einige sind jedoch auch in englischer Übersetzung zu haben, und sind bezüglich der frühen germanischen sowie der späteren nordischen Religion äußerst informativ.

Faschistische Schriften über die Germanen: Adolf Hitler, Mein Kampf; sowie Kossinas archäologische Studien:

Möchte man sich einen Überblick über das Germanenbild der Nazis und deren gedanklichen Urheber verschaffen, eignen sich diese Werke äußerst gut. Sollte man sich jedoch nicht die Mühe machen wollen „Mein Kampf“ zu lesen, so kann ich einem nur die Lesung dieses Buches von Helmut Qualtinger ans Herz legen.

Die Mongolen Feinde oder Partner?

„Hinterlistig sind sie und betrügerisch, und wenn sie können, umgarnen sie alle voll Verschlagenheit. Ihr Benehmen beim Essen und Trinken ist unappetitlich wie auch alles andere, was sie tun. ... Sie essen nämlich Hunde, Wölfe, Füchse und Pferde, und in Notlagen Menschenfleisch.“ Giovanni dal Piano del Carpine, um 1250.¹⁾

„Es ist wahr, dass sie, als sie zuerst aus den Bergen hervorkamen, alle Tiere aßen, doch bald nur noch gute und reine, weil sie in vielem ihre schändlichen Sitten ... verbessert haben, und sie sind ... ganz normale Menschen.“ Jacopo d'Acqui, um 1330.²⁾

„Panik ergriff die Menschen, so dass sich die, die schon in Gefangenschaft waren, gefasster fühlten als die, die in ihren Häusern dem Unglück entgegenharrten.“ An-Nasawi, um 1240.³⁾

„Und ich, der ich die Bedingungen und Vorgehensweisen der Tartaren genügend gut kenne, glaube fest, dass die Tartaren gerne die Länder den Christen frei und ruhig und ohne Abgaben oder sonstige Unterwerfung übergeben werden.“ Haythou von Gorhigos, 1307.⁴⁾

„Unter diesen Leuten habe ich wahrlich hässliche Personen gesehen.“ Wilhelm von Rوبرuck, um 1260.⁵⁾

„Die Frauen sind die schönsten der Welt.“ Odorico da Pordenone, um 1300.⁶⁾

„Choutazi“, „Beidai“ – „Ekelhafter Tartar“, „Nördlicher Idiot“. Alte Chinesische Schimpfwörter.⁷⁾

„In die Provinzstadt im Süden Guineas fielen ... Rebellentruppen aus dem Nachbarland Liberia ein, kappten die Telefonleitungen und begannen mit dem Morden. ... Jeder Tag bringt neue Tartarenmeldungen ...“ Der Standard, Dez. 2000.⁸⁾

„Mit Kreiskys ÖIAG-Politik war ich nicht einverstanden, die war aber nichts im Vergleich zum jetzigen Mongolensturm gegen die ÖIAG, eine Politik des Verschleuderns und des Ausverkaufs.“ Hannes Androsch, Jänner 2001.⁹⁾

¹⁾ Plano Carpini 1997: 57

²⁾ zit. in Schmieder 1994: 9

³⁾ zit. in Nagel 1993: 36

⁴⁾ zit. in Schmieder 1994: 117. Bei den erwähnten Ländern handelt es sich um die von den Mamluken eroberten Kreuzfahrerstaaten.

⁵⁾ zit. in Bertuccioli/Masini 1996: 60 (Übers. Morrissey. Englische Zitate beließ ich im Original. Italienische oder lateinische wurden übersetzt).

⁶⁾ zit. in Bertuccioli/Masini 1996: 61

⁷⁾ zit. in Bertuccioli/Masini 1996: 37

⁸⁾ Der Standard vom 9./10. Dez. 2000

⁹⁾ zit. in News, 25. Jänner 2001

Massenmörder von äußerster Grausamkeit, heldenhafte Alliierte im Kampf gegen die Moslems im Heiligen Land? Abstoßende Barbaren mit rohen Sitten, Frauen voller Grazie und Schönheit? Widersprüchliche Bilder aus dem 13. und 14. Jahrhundert, denen man zahlreiche andere hinzufügen könnte. Angesichts des

Rufes der „historischen“ Mongolen in unserer Zeit, mögen positive Urteile durch deren Zeitgenossen erstaunlich wirken. Bei allem Schrecken, den die unaufhaltsam scheinenden Reiter aus den Steppen Asiens verbreiteten, begegnete man ihnen auch der jeweiligen Interessenslage entsprechend mit hoffnungsvoller

Neugier oder nüchternem Kosten-Nutzen-Denken. So mancher „mittelalterliche“ Mensch erwies sich damit als ziemlich modern – wenn das Mittelalter überhaupt so typisch für das Mittelalter war. Gerade wenn man bedenkt, vor welchem geistigen Hintergrund man in jener Zeit mit radikalen Brüchen und unbekanntem Phänomenen zurecht kommen musste, fasziniert dieses mit zahlreichen Facetten zwischen Gut und Böse oszillierende Bild der Mongolen. Die Zeitgenossen hatten viele Gründe, die Tartaren zu fürchten, dennoch finden sich zahlreiche Berichte, die jene exotische, rätselhafteste Kultur positiv beurteilen. Den größeren Teil der uns zugänglichen Quellen verfassten jedoch Autoren, deren Staaten sich von den Tartaren bedroht fühlten oder gar Opfer aggressiver Expansion wurden. Dementsprechend düster fielen ihre Beschreibungen aus: Erbarmungslose Horden, die wahllos alles niedermachten.

Schrecken

1206 wurde der charismatische Einiger nomadischer Tribalverbände, Temüjin, zum Herrscher der neuen Föderation gewählt. Er nahm den Namen Dschingis Khan an. Innerhalb von zwanzig Jahren unterwarfen seine Truppen Teile Nordwestchinas, besetzten nach einem furchtbaren Blutbad kurzfristig Peking, eroberten in einem nicht weniger blutigen Feldzug islamische Großreiche im heutigen Usbekistan, Kasachstan und Iran. Wenig später drangen seine Reiterheere bis zum Asowschen Meer vor, wo sie eine russisch-kumanische Armee besiegten. Das erste, noch folgenlose Aufeinandertreffen von Europäern und Mongolen. Dschingis' Tod 1227 bedeutete keinesfalls das Ende der Expansion, seine Nachfolger setzten die Politik des Staatsgründers fort: Die Welt im Namen Tengris – des Ewigen Himmels – zu beherrschen. Bis 1240 überrollten sie Georgien, Armenien und das Reich der Wol-

gabulgaren, im selben Jahr legten sie Kiew und Moskau in Schutt und Asche. 1241 schlugen sie nach großräumiger Zangenoperation fast am selben Tag europäische Heere in Polen und Ungarn, ihre Spähtrupps gelangten 1242 bis Wiener Neustadt und an die Adria. Nur der Tod Großkhan Ögödeis im fernen Stammland verhinderte Vorstöße nach West- und Südeuropa. So schnell sie aufgetaucht war, zog die „Horde“ – ein mongolisch-türkisches Wort für „Heerlager“ (Kulke 1997:9) – wieder ab. Für die Europäer ein rätselhaftes Wunder. Im mittleren Orient stießen die Mongolen über den Irak bis nach Syrien vor, wo die Mamluken 1260 den scheinbar Unbesiegbaren eine vernichtende Niederlage zufügten. China sollte erst 1279 unter Kublai Khan zur Gänze erobert werden – das Jahr der endgültigen Unterwerfung des reichen Südens markiert den Beginn der Yüandynastie.

Innerhalb von 73 Jahren hatten die Dschingisiden ein aus vier Khanaten bestehendes Großreich aufgebaut, das vom Chinesischen Meer bis Osteuropa und zum Nahen Osten reichte. Dieser Erfolg schien Betroffenen und Beobachtern unerklärlich: Was trieb die Tartaren an, was war das Geheimnis ihrer militärischen Stärke, konnte man sie überhaupt wirkungsvoll bekämpfen? Ihre Vernichtungsstrategien bei den Eroberungen Samarkands, Bucharas, Kiews oder Bagdads erfüllten die Menschen mit panischer Angst. Der persische Botschafter Baha al-Din Razi erzählte in der Heimat entsetzt von den zahllosen Knochenhaufen, die er nach der Einnahme Pekings gesehen hatte (de Hartog 1989:69). Ob in offener Schlacht oder bei Belagerungen, die Armeen galten als unbezwingbar: Nicht wenige bedrohte Staaten akzeptierten daher die auf diplomatischem Weg übermittelte Aufforderung zur Unterwerfung und wurden Vasallen der Khane.

Wie lässt sich die militärische Stärke der Mongolen erklären? Auf keinen Fall war es, wie so oft angenommen, eine Frage numerischer Übermacht, sondern ausgefeilter

Taktik und Strategie, hoher Beweglichkeit und entsprechender Waffen. Zeitgenössische Autoren gingen davon aus, dass die Dschingisiden bis zu 800.000 Mann mobilisieren konnten – eine aufgrund der logistischen Strukturen nicht nachvollziehbare Zahl. Jeder Krieger hatte vier bis fünf Pferde zur Verfügung, außerdem trieb man im Versorgungstross ausreichend Schafe, Ziegen und Rinder mit. Das hätte somit bis zu 4 Millionen Pferde und weit über 10 Millionen Fleisch- und Milchtiere bedeutet. Die Futterbeschaffung wäre selbst auf den riesigen Weideflächen Asiens zum Problem geworden (Morgan 1997:89f). Die einzige überlieferte mongolische Quelle „Geheime Geschichte der Mongolen“ und die Chronik des Persers Rashid al-Din sprechen hingegen von maximal 120.000 Mann, davon wurden mindestens 40.000 aus unterworfenen Staaten oder Vasallenreichen gestellt (de Hartog 1989:53). Das liefert einen Erklärungsansatz für die Brutalität bei der Eroberung von Städten, die das Kapitulationsangebot nicht annahm: „The mass slaughter of populations was largely because the Mongols were in most cases numerically inferior to their opponents. They therefore had to avoid any threat from their rear at all cost.“ (de Hartog 1989:49). Um den Eindruck riesiger Heere zu erwecken, bedienten sich die Tartaren effizienter Täuschungsmanöver: Auf ihren Ersatzpferden saßen Stroh puppen, des Nachts trug jeder Krieger mehrere Fackeln, bei Belagerungen wurden Kriegsgefangene als Kanonenfutter dem Geschosshagel der Verteidiger ausgesetzt.

Ihre Trumpfkarte war extreme Beweglichkeit: des Einzelnen, der Truppenteile, aber auch der in verschiedenen Regionen synchron agierenden Armeen wie beim Europafeldzug 1241/42. Von Kindheit an im Reiten und Bogenschießen geübt, konnte ein Krieger im vollen Galopp mit seinem Kompositbogen und unterschiedlichen Spezialpfei-

len selbst weitentfernte Ziele treffen. Auch in der heutigen Mongolei werden diese traditionellen Kampftechniken mit großem Enthusiasmus trainiert: „Einmal im Jahr, zum Nadom-Fest am Höhepunkt des kurzen mongolischen Sommers, wenn die Schafe ihre Lämmer geboren haben, wird die Erinnerung an die Reiterhorden des Dschingis Khan wieder lebendig. ... Jockeys sind wegen ihres geringen Gewichts ausschließlich Kinder, Buben und Mädchen, und am Bogenschießen nehmen auch Frauen teil“ (Först 2000:13). Die Kommandostrukturen müssen auf jeder hierarchischen Ebene reibungslos funktioniert haben: Die Koordination der Truppenbewegungen erfolgte durch Boten, Flaggen- und Hornsignale. Besonders erstaunlich ist die Sicherheit, mit der sich mongolische Armeen durch vollkommen unbekanntes Gebiet bewegten und die politische Lage in den angegriffenen Staaten genau einzuschätzen wussten. Offensichtlich verfügten sie über ein gut aufgebautes Kundschafter- und Informantensystem. Vielleicht liegt auch hier die Erklärung, warum die Dschingisiden nach 1241/42 Europa – abgesehen von Raubzügen in Ungarn, Polen und Russland – unangetastet ließen. Die Kleinräumigkeit und topographische Vielfalt hätte die Invasoren möglicherweise vor unlösbare logistische sowie strategische Probleme gestellt.

Das Konzept des blitzschnellen Angriffs, der Einkreisung des Gegners und – wenn für notwendig erachtet – seiner erbarmungslosen Vernichtung entsprach den mongolischen Jagdgewohnheiten. In gigantischen Treibjagden wurde das raffiniert in die Enge getriebene Wild zu Tausenden getötet. Solche Kampagnen, an der sich vom Khan und seiner Familie bis zu den einfachen Reitern alle beteiligten, dauerten oft mehrere Monate. Das Gebiet, in dem das „battue“ stattfand, konnte mehr als 1.000 Quadratkilometer umfassen (de Hartog 1989:50f; Nagel 1993:214). Der Zweck ging dabei

weit über sportlichen Spaß oder Lebensmittelbeschaffung hinaus: Die großangelegten Manöver dienten der Einübung von Kommandostrukturen und Truppenbewegungen, das Töten des Wildes der Perfektion im Reiten und Waffengebrauch. Daneben spielte natürlich auch ihre Erfahrung als Hüter riesiger Tierherden eine Rolle: „It was flock management ... which made the pastoralists so cold-bloodedly adept at confronting the sedentary agriculturalists of the civilised lands in battle“ (Keegan 1994:161). Die meist im Spätherbst abgehaltenen „battue“ endeten jedoch nicht im gnadenlosen Abschachten aller Tiere. Nachdem ausreichend Beute gemacht worden war, baten angesehenere ältere Männer um Gnade für das überlebende Wild – was der Khan in Übereinstimmung mit dem Gesetzkodex der „yasa“ gewährte. Danach folgten im wahrsten Sinn des Wortes rauschende Feste.

Die unglaublich rasche Expansion der Mongolen führte in Orient und Okzident zu wilden Spekulationen. Vor allem nach Dschingis Khans Erfolgen in Zentralasien breitete sich im südlichen Iran, in Bagdad und wohl auch in Ägypten Panik aus. Eine Furcht, die das bis dahin von tartarischen Truppen verschonte Europa nicht teilte: Vielmehr nahm man die Niederlagen der Muslime mit Genugtuung zur Kenntnis. Diese Haltung wandelte sich spätestens 1241 nach den bereits erwähnten Niederlagen europäischer Ritterheere bei Liegnitz und Mohi. Die Schadenfreude schlug in blanke Angst um, als die Mongolen in gefährlicher Nähe zum Mittelmeer von Sieg zu Sieg eilten. Nun klingen die Interpretationen christlicher Berichtersteller ebenso besorgt wie die Mutmaßungen ihrer muslimischen Kollegen: Die Strafe Gottes für begangene Sünden, wie es Dschingis Khan bei der Einnahme Bucharas selbst gesagt haben soll? Die Endzeitvölker Gog und Magog als Ankündigung des jüngsten Gerichts? Alliierte der Ju-

den? Heimliche Verbündete des von vielen Christen mit Misstrauen bedachten Kaisers Friedrich II.? Oder von pragmatischen Erwägungen geleitete Welteroberer (Schmieder 1994:28ff; Nagel 1993:29)?

Alleine das allgemein übliche Wort für die Mongolen, nämlich Tartaren, führte zu grausigen Assoziationen. Dem ursprünglichen „tattari“



*Mongolischen Krieger mit dem gefürchteten Kompositbogen.
Yüan Epoche. Kabul, Privatsammlung.
In: Zorzi 1989:198.*

– Name eines der von Dschingis Khan vereinten Stämme – wurde bald ein „r“ hinzugefügt und somit war die Verbindung zur Finsternis des „tartarus“, also der Hölle, hergestellt (Schmieder 1994:23; Morgan 1997:65). Ähnlich obskure Einschätzungen scheinen in Berichten aus China zu fehlen. Aus einem einfachen Grund: Die Chinesen verfügten über jahrhundertelange Erfahrung im Umgang mit ihren nomadisierenden Nachbarn, unter deren Raubzügen die Grenzregionen zwar zu leiden hatten, mit denen man aber auch rege wirtschaftliche und politische Beziehungen pflegte. Jäger und Hirten waren zur Nahrungsergänzung auf den Import pflanzlicher Lebensmittel angewiesen. Durch geschickte Verhandlungen hatten es chinesische Diplomaten verstanden, Tribalverbände gegeneinander auszuspielen, um eine für das eigene Land extrem bedrohliche Einigung der Steppenbewohner zu verhindern. Die Entwicklung des 13. Jahrhunderts sollte ihnen

Recht geben.

Hoffnung

Nicht nur Furcht vor den geheimnisvollen Eroberern aus dem Osten beflügelte die Phantasie.

Auch der erwartungsfrohe Blick auf potenzielle Alliierte ließ Spielraum für so manche bizarre Erklärung ihres Ursprungs und ihrer Motive. Seit dem 11. Jahrhundert machte in Europa die Legende vom Priesterkönig Johannes die Runde, Herr über ein christliches Reich im Osten, wahrscheinlich in Indien. Daneben – oder vermischt mit Elementen der Johannessage – kursierten Gerüchte über einen ebenfalls in Asien beheimateten König David, in den die Kreuzfahrer des Jahres 1220 große Hoffnungen setzten. Ihr Unternehmen in Ägypten scheiterte kläglich – allerdings nicht wegen des Ausbleibens ihres Phantomverbündeten. Ein Chronist hielt die Legendenfigur für den Heerführer der gegen die Kumanen und Russen siegreichen Tartaren, die erfolgreiche Unterwerfung der mächtigen islamischen Staaten Zentralasiens ließ sogar Dschingis Khan kurzfristig zu Johannes oder David mutieren (de Hartog 1989:83; Schmieder 1994:25; Morgan 1997:56f).

Diese phantastischen Geschichten wichen im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts realistischeren Einschätzungen, die Hoffnung auf Allianz gegen die Muslime sollte aber bleiben – abgesehen vom Stimmungsumschwung zwischen 1240 und 1260. Dafür gibt es mehrere Gründe: Spätestens seit der Niederlage gegen die Mamluken war die mongolische Expansion im Westen zum Stillstand gekommen. Das Reich der Kiptschaktartaren – auch Goldene Horde genannt – in Südrussland sowie das persische Ilkhanat wurden nicht mehr als Bedroh- und Europas angesehen. Im Gegenteil: Die italienischen Seerepubliken Venedig und Genua, Drahtzieher der internationalen Wirtschaft, erkannten die sich aus dem riesigen

Wirtschaftsraum ergebenden Chancen und suchten direkten Kontakt zu den Khanen. Es waren aber auch die Reiseberichte meist vom Papst zur Informationsbeschaffung entsandter Geistlicher, die das Wissen um die Mongolen vertieften und – bei allen Ressentiments, die in ihren Schilderungen mitschwingen – versachlichten. Wenn auch Giovanni dal Piano del Carpine oder der Flame Wilhelm von Rubruck den priesterlichen Eifer nicht immer ablegen konnten: Ihre Erzählungen gelten auch heute als durchaus zuverlässige Quellen. Die Möglichkeit, ein derart großes Land mit so mächtigen Herrschern zu missionieren, war ein nicht weniger wichtiges Motiv für die Entsendung päpstlicher Botschafter. Eine Erwartungshaltung, die nicht unberechtigt schien: Die Mongolen zeigten sich in religiösen Fragen offen. Muslime, Juden, Buddhisten, Christen oder Anhänger anderer Religionen waren keinen Beschränkungen bei der Ausübung ihres Kultes unterworfen. Trotz dieser Toleranz – die Khanen baten den Papst Missionare zur Betreuung der christlichen Gemeinden zu schicken; knapp nach 1300 errichtete Giovanni da Montecorvino in Peking eine Kirche – konvertierte kein einziges Khanat zum Christentum.

Dennoch lebte die Idee eines Bündnisses christlicher Staaten mit den Mongolen weiter. Die Kooperation der Kiptschaktartaren mit den Mamluken bestärkten die Europäer in ihrer Haltung. Nun galt das persische Ilkhanat, ohnehin wegen überschneidender Machtansprüche im Kaukasus mit den südrussischen Verwandten im Dauerkonflikt, als logischer Partner im Kampf gegen die Herrscher Ägyptens. Um so mehr, als Ilkhan Hülägü Verbündete im Westen suchte: In einem 1262 verfassten Brief an Ludwig den Heiligen bot er den Christen im Falle des Sieges nach gemeinsamem Kampf Jerusalem an (Schmieder 1994:94f). 1274 erschien eine mongolische Gesandtschaft beim Konzil von Lyon, um erneut den Willen zur

Zusammenarbeit zu demonstrieren. Nach dem Fall des letzten Kreuzfahrerstaates 1291 intensivierten Papst und mehrere europäische Staaten ihre Kontakte zum Ilkhanat. Neun Jahre später kannte der Jubel keine Grenzen, als dessen neuer Herrscher Ghazan Damaskus eroberte, der siegreiche Feldherr wurde zum christlichen Fürsten erklärt: „Cassahan, der König der Tartaren, der auch der Großkhan genannt wird, ist auf wunderbare Weise, wie es heißt, zum Glauben bekehrt worden mit dem größten Teil seines Volkes, ...“ (zit. in Schmieder 1994:106). Die Begeisterung wurde auch nicht durch die Tatsache geschmälert, dass Ghazan 1295 bei seiner Thronbesteigung den Islam zur Staatsreligion erhoben hatte.

In zahlreichen Kreuzzugsgutachten wurde ebenfalls die militärische Kooperation mit den Tartaren empfohlen. Als besonders einflussreich erwies sich der Bericht des kleinarmenischen Prinzen Haythou vom Gorhigos, dessen Heimat seit 1250 Vasallenstaat der persischen Mongolen war. Sein 1307 aufgezeichnetes „Flos historiarum terre orientis“ entwirft ein besonders positives Bild, ob er über das Reich im Fernen Osten schreibt, oder über die Ilkhane, mit denen man seit der Unterwerfung gute Erfahrungen gemacht hätte (Schmieder 1994:114f).

Haythou schildert die Mongolen als verlässliche Partner, weist allerdings auch auf einen schwerwiegenden Nachteil zu enger Kooperation hin: Sie würden alle Befehlsgewalt für sich beanspruchen. Daher empfiehlt er, den gemeinsamen Feind getrennt zu bekämpfen. „... und so wird zwischen Christen und Tartaren einträchtige Freundschaft durch die Entfernung voneinander bewahrt ...“ (zit. in Schmieder 1994:117) Wie intensiv diese amikalen Gefühle sein konnten, zeigt ein Blick in genuesische Pfarrbücher. Um 1300 brach in der ligurischen Seerepublik eine regelrechte Mode aus, neugeborenen Buben Namen mongolischer Herrscher zu geben,

allerdings in italianisierter Form: Cassano/Ghazan, Alaone/Hülägü, Aitone/Hethum, Argonus/Arghun oder Abagha/Abaqa (Lopez 1997: 242; Schmieder 1994:160).

Es war auch ein Genuese, der 1303 das erste Wörterbuch der mongolischen Lingua Franca, des Kumanischen, zusammenstellte. Ob Goldene Horde, Ilkhanat oder das ferne Catai, wie die Italiener China nannten – überall waren Genuesen aktiv, vor allem in der persischen Hauptstadt Täbris, wie es schon Marco Polo in seinem Bericht festhielt oder im südchinesischen Zeitun (Lopez 1997:237ff).

Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass unter den Europäern niemand engere Kontakte zu den Mongolen pflegte, als die unternehmungslustigen Bürger Genuas. Schon alleine, um gegen Venedig, die größte Rivalin im internationalen Handel, bestehen zu können.

Die Markusrepublik setzte auf gute Beziehungen zu den Mamluken – schließlich war Alexandrien das Tor zu den Gewürzen und Luxuswaren des Ostens – und aus dem selben Grund zur Goldenen Horde. Genua erkannte die Möglichkeiten, welche sich aus enger Kooperation mit allen mongolischen Reichen ergaben, vor allem mit dem im Schnittpunkt mehrerer Handelsrouten liegenden Ilkhanat. Nach der Zerstörung Bagdads, von der sich die einst blühende Metropole des Abbassidenkalifats nicht mehr erholen sollte, verlagerte sich die Karawanenstraße zwischen Schwarzem Meer und Indischem Ozean nach Osten. Die prachtvolle Hauptstadt Täbris mit ihren überquellenden Märkten wurde Zwischenstation einer neuen Nord-Süd-Verbindung. Im dynamischen Mongolenstaat waren Genuesen nicht nur als Händler willkommen: Ligurische Spezialisten sollten den Aufbau einer Flotte organisieren, um die Gewürzlieferungen von Indien nach Ägypten zu unterbinden und nach Hormuz umzuleiten. Ein weitsichtiges Unternehmen, das an den typischen internen Spannungen



der Genuesen – bürgerkriegsähnliche Reibereien zwischen Guelfen und Ghibellinen – scheiterte (Lopez 1997:192).

Besonders delikater gestaltete sich die Beziehung zwischen Italienern und Tartaren an der südrussischen Küste. Auf der Halbinsel Krim und am Asowschen Meer hatten sich genuesische und venezianische Kolonien zu blühenden Handelszentren entwickelt; multikulturelle, pulsierende Hafenstädte, wo Waren aus aller Welt umgeschlagen wurden: Caffa, Soldaia oder Tana (Feldbauer/ Morrissey 2001:97f). Sie unterstanden theoretisch dem Khan der Goldenen Horde, de facto waren sie unabhängig. Bei solcher Nachbarschaft lag zwischen den oberitalienischen Erzrivalen ein hohes Konfliktpotential in der Luft, außerdem kam es immer wieder zu Spannungen mit der Goldenen Horde. Das hing von der politischen Großwetterlage genauso ab wie von Interessenskollisionen, die in der Region selbst ihren Ursprung hatten. Zum Beispiel 1342: Streit – Ursache unbekannt – zwischen einem Tartaren und seinem venezianischen Konkurrenten endete für ersteren tödlich, worauf der Khan mit Repressalien gegen alle Italiener antwortete. Es folgte Krieg, den die Tartaren trotz massiver Angriffe nicht gewinnen konnten. Eine dramatische Konsequenz dieser Auseinandersetzung ist bekannt:

Der vom christlichen Europa umjubelte Sieg Ghazan Khans über die Mamluken. 2. Hälfte des 14. Jh. Bibl. Apost. Vat. Ms. Chigi L. VIII, 296. In: Schmieder 1994, Abb. 15.

Zahlreiche Italiener infizierten sich mit der unter ihren Gegnern grassierenden Pest, die 1348 ihren Siegeszug durch Europa antrat. Ein Jahrhundert nach ihrem für die Christen so unerklärlichen Rückzug aus Polen und Ungarn



Tartarisches Lager mit Wohnwagen und Jurten. Velletrikarte, 15. Jh. Nordenskiöld. In: Schmieder 1994, Abb. 24a.

sollten die Mongolen unfreiwillig den ganzen Kontinent in eine tiefe gesellschaftliche und ökonomische Krise stürzen.

Das Verhältnis der italienischen Schwarzmeerkolonien zur Goldenen Horde verbesserte sich nach baldigem Friedensschluss, es sollte überwiegend von Kooperation und engen Kontakten geprägt bleiben. Das zeigt sich zum Beispiel an der in mehreren Städten vereinbarten gemeinsamen Gerichtsbarkeit für Tartaren und Venezianer (Schmieder 1994:157).

Nomadentradition und Hochkultur

Als Dschingis Khan starb, wurde das Reich auf drei Söhne aufgeteilt, von denen einer zum Großkhan bestimmt wurde – nominell Oberster Herrscher über alle Khanate. Trotz dieser Institutionalisierung hatte er letztendlich den Weg zur politischen Spaltung des riesigen Mongolenstaates bereitet. Die Expansion ging weiter, gegen Ende des 14. Jahrhunderts kontrollierten die Dschingisidenclans ein Gebiet, das

wesentlich über die Eroberungen des legendären Gründungsvaters hinausreichte. Allerdings existierten spätestens seit Kublai Khan vier voneinander unabhängige Großreiche, die manchmal eng kooperierten, sich aber auch wie schon erwähnt erbittert bekämpften: Goldene Horde oder Kiptschaktartaren im Süden Russlands, Tschagataireich in Zentralasien, Ilkhanat in Iran und Yüandynastie in China.

Dschingis Khan hatte zwar die Wichtigkeit der Übernahme wichtiger Kulturtechniken – er veranlasste die Verwendung der uighurischen Schrift – sowie straffer ziviler Verwaltung erkannt, er war aber auch davon überzeugt, dass die Mongolen ihre traditionelle Lebensweise bewahren sollten (de Hartog 1989:145f). Eine Forderung, die sich in zwei Khanaten nicht erfüllen ließ: Mit dem Iran und China beherrschten seine Nachfolger uralte Hochkulturen, deren gesellschaftliche, politische und ökonomische Strukturen stärker waren als nomadische Traditionen eines Steppenvolkes. Anders die Situation der Kiptschaktartaren und des Tschagataireiches: Soziale, klimatische und topographische Voraussetzungen ähnelten jenen in der Heimat, es bot sich das Festhalten an überlieferten Lebensformen an (Kulke 1997:20). Doch ungeachtet der politischen Aufteilung und unterschiedlicher „Zivilisation“ gab es Gemeinsamkeiten, die ihr Herrschaftsgebiet zu einer Einheit werden ließen: Sprache, Währung, Gesetze, Kommunikations- und Verkehrssystem. „Unity was sufficient so that safe passage granted by one regional ruler was honored by the next.“ (Abulghod 1989:144) Dschingis Khans Sohn Ögödai setzte dazu wichtige Reformschritte: Die Einrichtung eines Staatssekretariats, das für die Ausarbeitung eines Steuersystems und eines Netzes von Poststationen verantwortlich war. Bei den fiskalischen Maßnahmen erscheint die „tamgha“, eine Art Mehrwertsteuer, ziemlich modern: Es wurden 5% Abgaben auf den Gewinn aller kom-

merziellen Aktivitäten eingehoben, selbst auf Prostitution (Morgan 1997:102). Ein logischer Schritt für eine Gesellschaft, die den freien Handel ermutigte, ihn aber Ausländern – Muslimen, Juden, Christen – überließ. Kaufleuten stand wie allen mongolischen Funktionären die Benützung eines hervorragend organisierten Verkehrsnetzes offen: Das „yam“. So konnte man vom venezianischen Tana an der Donnmündung über die Hauptstadt der Goldenen Horde Sarai ungehindert bis nach Khanbaligh, dem heutigen Peking reisen. Abgesehen von Städten wie Täbris, Samarkand und Buchara lagen auf der Strecke zahllose Stationen, wo für frische Pferde, Nahrung und Rastmöglichkeiten gesorgt war. Dieses System ermöglichte Eilboten die unglaubliche Tagesleistung von 300 Kilometern (Morgan 1997:105). Der arabische Reisende Ibn Battutah schwärmte um 1350: „... man kann alleine unterwegs sein, mit ansehnlichen Schätzen, ohne Angst zu haben.“ (zit. in Drège 1992:132) Ähnliches liest man im 1325 veröffentlichten „Pratica della Mercatura“, verfasst vom florentinischen Bankier Francesco Balducci Pegolotti: Die Straße sei „äußerst sicher, bei Tag und bei Nacht“. Neben allerlei nützlichen Reisetipps beschreibt der Finanzfachmann, der alle Information aus zweiter Hand hatte, auch die Vorteile des Papiergeldes (Bertuccioli/Masini 1996:39f).

Doch lesen wir, was der berühmteste Asienreisende, Marco Polo, über dieses Zahlungsmittel geschrieben hat: „... ich kann euch sagen, jeder einzelne, alle Völker des Reiches empfangen das Papiergeld gerne, denn wohin sie immer gehen, die Scheine gelten überall; die Leute erstehen damit ihre Waren, Perlen und Edelsteine und Gold und Silber. Alles und jedes können sie kaufen, die Scheine haben ihren Wert.“ (zit. in Münkler 1998:80) Garantierte Wechselkurse, Rechtssicherheit und Infrastruktur reduzierten in einem vorher nie gekannten Ausmaß die

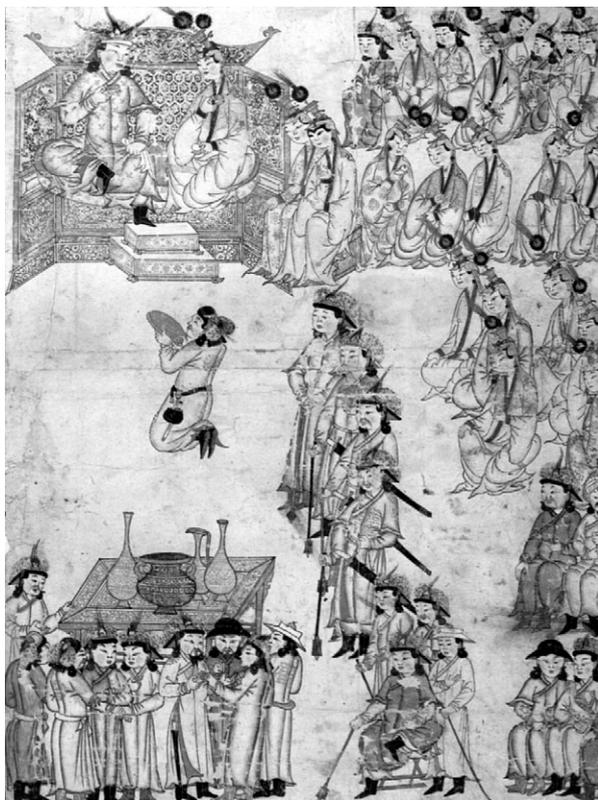
üblichen Risiken, womit auch die Kosten sanken.

In Verwaltung und Handel waren Mongolen kaum zu finden. In den hochentwickelten Khanaten Chinas und des Iran überließen sie administrative und ökonomische Schlüsselfunktionen den lokalen Eliten oder Immigranten, auf deren Loyalität – wenigstens ein Jahrhundert lang – sie zählen konnten. Das Ilkhanat stützte sich auf persische Beamte, wie den zum Islam konvertierten Juden Rashid al-Din: Arzt, Chronist und Politiker. Es waren wohl auch iranische Berater, welche Khan Ghazan die Übernahme des in der islamischen Welt bewährten Fiskalsystems der „iqta“ nahe legten. Die Yüandynastie hingegen lehnte indigene Chinesen als Spitzenbeamte ab, selbst der aufgeklärte, gebildete und an der chinesischen Kultur so interessierte Kublai Khan (vergl. Morgan 1997:109f). Offensichtlich befürchtete man subtile Unterwanderung der eigenen Herrschaft, deshalb ruhten Verwaltung und Diplomatie auf den Schultern von Ausländern: Khitanen, Uiguren, Muslime, nestorianische und europäische Christen. Über die Verwaltungsstrukturen der Goldenen Horde und des Tschagataireiches ist wenig bekannt. Dem nomadischen Lebensstil treugeblieben, entwickelten sie wahrscheinlich keine ausgefeilten administrativen Techniken: Das auch hier perfekt funktionierende „yam“ sowie Abgaben auf den Handel bildeten neben Raubzügen und Tributforderungen – wovon die Russen ein Lied zu singen wussten – eine ausreichende finanzielle Grundlage.

In religiösen Fragen verhielten sich die Mongolen ähnlich pragmatisch wie bei der Rekrutierung ihrer Beamten. Man kann davon ausgehen, dass in allen Teilreichen Religionsfreiheit bestand, was schon zeitgenössische Reisende erstaunte und wie bereits erwähnt allerlei Hoffnungen auf großflächige christliche Missionierung erweckte. Vergänglich, denn drei Khanate

übernahmen den Islam, die Yüan den Buddhismus – was aber nichts an der Toleranz gegenüber ihren Untertanen anderer Konfessionen änderte. Ghazans Bruder und Nachfolger Ödscheitü demonstriert diese mongolische Unbekümmertheit, die vielleicht mit dem schamanistischen Weltbild seiner Vorfahren zu erklären ist, besonders originell, „denn er gehörte im Laufe seines Lebens praktisch allen Religionen oder Lehren des Vorderen Orients außer dem Judentum an“ (Schmieder 1994:35).

Zum Alltagsleben der Tartaren lässt sich ähnlich Widersprüchliches feststellen: Beschreibungen luxuriösen Lebensstils in den urbanen Zentren stehen Schilderungen „primitiver Nomadensitten“ gegenüber. Die Unterschiedlichkeit der Wahrnehmung – wenn wir die Versuche propagandistischer Manipulation beiseite lassen – hing schlichtweg vom Zeitpunkt und Ziel der Reise ab, aber auch selbstverständlich vom geistigen Hintergrund des Reisenden. Dies wird in den Berichten des Franziskaners Giovanni dal Piano del Carpine und des aus einer Fernhändlerfamilie stammenden Marco Polo deutlich. Der vom Papst entsandte Geistliche erreichte vor 1250 die mongolische Hauptstadt Karakorum – ein gigantisches Zeltlager, wo Piano del Carpine Zeuge der Wahl Güyüks zum Großkhan wurde. Der ab 1275 im Fernen Osten lebende Venezianer hingegen widmet den größeren Teil seines „Milione“ der Beschreibung einer durch und durch verfeinerten Kultur. Wo ein Autor in einer Mischung aus Abscheu und Bewunderung von der Rohheit, aber auch Disziplin und Ausdauer eines alles in allem primitiven Steppenvolkes spricht, schreibt der andere voller Begeisterung von elegantem Lebensstil und zivilisierten Umgangsformen. Kublai Khan, in dessen Auftrag Marco Polo jahrelang als Diplomat tätig war, wird im „Milione“ zum Inbegriff des weisen und gütigen Herrschers. Trotz zahlreicher Ungenauigkeiten, subjek-



Empfang am Hof de Khans. Täbris, um 1300. Istanbul, Topkapi Museum. In: Zorzi 1989:128.

tiver Interpretation und – wohl als Konzession an den zeitgenössischen Leser – phantasievoller Ausschmückung, greift die moderne Forschung mehr denn je auf diese Reisechroniken zurück, denen man in vielen Passagen echte Neugier, Sachlichkeit und – wenn man so will – den

ethnographischen Blick nicht absprechen kann. Dies gilt auch für andere Reisende: Wilhelm von Rubruck, Odorico da Pordenone, Andalò da Savignone, Giovanni de' Marignolli und Ibn Battutah. Aus der Vielfalt ihrer Beobachtungen sollen im Folgenden nur einige Aspekte erwähnt werden, die wahrscheinlich typisch für die mongolischen Kulturen waren.

Einerseits herrschte bei den Tartaren Polygamie, andererseits erfreuten sich

Frauen hoher sozialer Stellung und übten starken politischen Einfluss aus. Männer hörten auf den Rat ihrer Frauen: So auch Dschingis Khan, dem Yesüi die baldige Regelung seiner Nachfolge nahelegte, was er schon neun Jahre vor seinem Tod tat. Ögödeis Witwe Töregene lenkte fünf Jahre lang die Geschicke des Staates, sie verstand es später, den Reichstag auf die Wahl ihres Sohnes Güyüks zum Großkhan festzulegen (De Hartog 1989: 93 und 183ff). Auch im Alltagsleben waren Frauen keineswegs an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Dazu die vielleicht schönste Passage aus Plano del Carpines „Ystoria Mongalorum“: „Auch die Mädchen und Frauen reiten und bewegen sich ebenso geschickt auf den Pferden wie die

Männer. Wir haben gesehen, dass auch sie Köcher und Bogen tragen. Männer wie Frauen können das Reiten lange durchhalten. Sie haben extrem kurze Steigbügel und achten sehr gut auf ihre Pferde, wie sie ja alle Dinge sorgfältig instand halten. Ihre Frauen fertigen alles an, Pelze, Kleider, Schuhe, Beinkleider und alles Lederzeug; sie fahren auch die Wagen und reparieren sie, beladen die Kamele und sind sehr flink und fleißig in all ihren Arbeiten. Hosen tragen alle Frauen, und einige schießen mit dem Bogen wie die Männer.“ (Plano Carpini 1997:60)

Ein auch heute gern gepflegter Mythos betrifft die Essensgewohnheiten der Mongolen. Sie hätten sich hauptsächlich von unter dem Sattel mürbgerittenem rohen Fleisch ernährt, „Beef tartar“ erinnere an dieses angeblich so typische Gericht. In Wirklichkeit griffen die Mongolen nur im schlimmsten Notfall auf dieses Menü zurück. In der Regel wurde das Fleisch von Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen oder Wild gesotten oder gebraten (de Hartog 1989:10). „Mongolian barbecue“, Spezialität in einigen Wiener Restaurants, kommt der Realität viel näher. Nicht weniger legendär, aber historisch belegt, sind die unglaublichen Trinkexzesse bei Feierlichkeiten, Trunkenheit galt als ehrenhafter Zustand. Meist wurde „qumys“ gereicht, vergorene Stutenmilch, die ungebübte Trinker rasch niederstreckte; sie erfreut sich auch in der heutigen Mongolei bei Wettkämpfen und Festen größter Beliebtheit. Als Alltagsgetränk bevorzugte man Milch, von der es aufgrund der zahllosen Herdentiere mehr als genug gab. Da Quellen – wie Berggipfel – heilige Orte waren, galt Verunreinigung des Wassers als schwerer Frevel, es durfte daher nicht zur Reinigung des Körpers, der Kleidung oder des Geschirrs verwendet werden. Was nicht nur bei Plano del Carpine zu angewiderten Kommentaren bezüglich mongolischer Reinlichkeit führte (Plano Carpini 1997:58).

Das Leben der Tartaren war von

wenigen Regeln bestimmt, die Dschingis Khan im Gesetzeskodex der „yasa“ zusammenfassen ließ. Ob wegen der harten Strafen bei Missachtung oder aus Überzeugung, weil die lebensfeindliche Umgebung der Heimat Kooperation und respektvollen Umgang innerhalb des Clans bzw. des Stammes notwendig machte: Die Disziplin und Freundlichkeit unter den Mongolen galt so manchem Beobachter als wesentliches Charakteristikum ihrer Gesellschaft. „Sie scheinen nicht neidisch aufeinander zu sein; zwischen ihnen sind praktisch keine Schiedssprüche nötig. Keiner verachtet den anderen, sondern hilft ihm ...“ (Plano Carpini 1997:56). Dieses Verhalten gelte jedoch nur für die Tartaren untereinander, gegenüber Fremden wären sie verschlagen und grausam, zu jeder Schandtat bereit (Plano Carpini 1997:57). Damit stehen aber der Franziskaner oder Wilhelm von Rubruck im Gegensatz zu anderen Berichten und diplomatischen Briefen, die von Freundlichkeit gerade Fremden gegenüber zeugen. Die Schilderungen niederträchtiger Bosheit gegenüber Ausländern widersprach eigentlich auch der eigenen Erfahrung jener Skeptiker: Schließlich waren sie bei ihren mehrjährigen Reisen quer durch die Khanate nie in wirkliche Gefahr geraten, trotz einiger Fauxpas vor den Augen ihrer Gastgeber.

Pax Mongolica – Grundlage eines Weltsystems?

Wenn auch der Begriff des „Mongolischen Friedens“ in der Literatur nicht unumstritten ist, so beschreibt er doch recht treffend ein Phänomen, dessen historische Bedeutung noch immer vielfach unterschätzt wird: die Vernetzung der Welt in einem noch nie dagewesenen Ausmaß.

„Along the protected routes flowed an exchange of products, information, discoveries and ideas.“ (De Hartog 1989:144). Für Abu-Lughod ist die Epoche der Mongolenherrschaft sogar eine der „entscheidenden

Wendepunkte in der Weltgeschichte“, ein Zeitalter unglaublicher Dynamik. Es entstand „... ein System weltweiten Handels und sogar ‚kulturellen‘ Austausches, das auf seinem Höhepunkt gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine sehr große Anzahl differenziert entwickelter Gesellschaften integrierte, die sich zwischen den beiden Extremen Nordwesteuropa und China erstreckten ...“ (Abu-Lughod 2001:12).

Europäische Kaufleute, in erster Linie Italiener, erhielten direkten Zugang zu den begehrten Luxuswaren des Mittleren und Fernen Ostens, gerade mit chinesischer Seide ließen sich enorme Gewinne erzielen. Lopez vergleicht die Gier nach Seide mit dem Goldfieber des 16. Jahrhunderts: „la febbre da la seta“ als eine Frühform des Traums vom „El dorado“ (Lopez 1988:289). Das neue internationale Handelsnetz ermöglichte die Befriedigung solcher Bedürfnisse. „Panni tartarici“, wie Seide im Italienischen auch genannt wurde, konnten aufgrund konkurrenzlos niedriger Transportkosten so günstig wie noch nie bei gleichzeitiger hoher Gewinnspanne verkauft werden. Bezeichnenderweise verdoppelte sich der Seidenpreis 1343, als Tana von den Kiptschaktartaren überrannt wurde. Die Spannungen mit der Goldenen Horde führten außerdem zur Unterbrechung der Weizenlieferungen aus Südrussland, was prompt Getreide in Griechenland und Italien empfindlich verknappte (Lopez 1997:236; Nicol 1988:261f). Seide und Getreide waren nicht die einzigen profitablen Güter, welche in den italienischen Schwarzmeerkolonien Richtung Europa und Nordafrika verschifft wurden: Juwelen, Perlen, Gewürze, Drogen, Wachs, Pelze, Salz, Salzfisch, Kaviar, Nüsse und Sklaven. Der größte Teil der versklavten Menschen, die einen Gewinn von 500 bis 1000% versprachen (Lopez 1997:215f), wurde nach Ägypten verkauft, wo sie die Armeen der Mamluken auffüllten. Andere dienten in italienischen Haushalten,

was auch zu einer sachlicheren Beurteilung der Mongolen führte: Die direkte Erfahrung stand im klaren Gegensatz zu so mancher Gräuelpropaganda. In diesem Zusammenhang verdient auch die Tatsache Erwähnung, dass für die Bewohner der multiethnischen Hafenstädte des Schwarzen Meeres persönliche Beziehungen quer durch die Kulturen ganz normal waren. Zahlreiche Italiener waren mit Tartarinnen liiert.

Die Luxusgüter Chinas hatten meist einen langen Karawanentransport auf den Interkontinentalrouten des „yam“ hinter sich; Produkte Indiens und Südostasiens gelangten üblicherweise auf dem Seeweg nach Hormuz und von dort über Täbris nach Trapezunt an der Nordküste Kleinasiens bzw. nach Laiazzo am Mittelmeer. Das Ausmaß des neuen Weltsystems lässt sich an Ibn Battutahs kurzer Auflistung der wichtigsten Hafenstädte der Welt gut illustrieren: Alexandria, die italienische Krimmetropole Soldaia, das indische Calicut sowie das südchinesische Zeitun (Lopez 1997:232).

Die Vernetzung so weit auseinander liegender Kulturen und Wirtschaftsräume bedeutete natürlich mehr als den Austausch von Waren, genauso schnell und unbehindert strömten Ideen und Informationen, deren Auswirkungen nicht überschätzt werden können. Das Wissen um die „Anderen“ führte zur rationaleren Sicht fremder Gesellschaften, womit man erfolgreich am Rezept zur „Europäisierung“ der Welt schrieb: Was man versteht, kann auch leichter ausgebeutet, erobert, zerstört oder beherrscht werden. Neue Technologien wurden übernommen. Nicht zuletzt gewann man eine neue Vorstellung von der tatsächlichen Geographie der Erde: Wenn sie auch noch nicht rund war – gewaltige Dimensionen hatte sie. Und selbst als sich die Erkenntnis von der Kugelgestalt unserer Welt durchgesetzt hatte, spielte das Wissen des späten 13. Jahrhunderts

eine wichtige Rolle: Christoph Columbus hatte Marco Polo genau gelesen, bevor er zu seiner Reise über den Atlantik aufbrach, das beweisen persönliche handschriftliche Notizen in einem heute noch erhaltenen Exemplar des „Milione“. Der Genuese folgte bei der geographischen Zuordnung seiner „Entdeckungen“ dementsprechend genau und doch so irreführend den Beschreibungen des Venezianers (Münkler 1998:100ff; Kulke 1997:13).

Wie sehr das fein versponnene mittelalterliche Weltsystem von der Stabilität im mongolischen Herrschaftsbereich abhing, zeigt sich besonders dramatisch an zahlreichen Krisen, die ab dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts die Khanate erschütterten. Großflächige politische Unruhen und das Auftreten der Pest gefährdeten nicht nur die Kommunikation im gesamten Wirtschaftsraum, sondern destabilisierten die politischen Strukturen der einzelnen Reiche. Nach dem Tod des letzten persischen Dschingisiden versank der Iran im Chaos der Nachfolgefrage. Durch China ging ein immer stärker werdender Riss: Einerseits nahmen die Spannungen zwischen traditionellen und sinisierten Mongolen zu, andererseits ließen sich die Gegensätze zwischen

Chinesen und den noch immer als Fremde empfundenen Herren nicht überbrücken. Die Yuan-Dynastie war schließlich derart geschwächt, dass ihre Ablöse nur noch eine Frage der Zeit war. 1368, nach zahlreichen Aufständen, wurden die Nachfolger Dschingis Khans von den Ming vertrieben. Die neue Herrscherfamilie hatte kein Interesse an weitreichenden internationalen Handelsbeziehungen oder Kulturkontakten.

Letztendlich versetzte aber die Pest der eng verwobenen Welt den Todesstoß. Innerhalb weniger Jahrzehnte löste die Seuche nachhaltige Erschütterungen aller gesellschaftlichen Bereiche aus – ob an der Atlantikküste, in Nordafrika oder in den Hafenstädten Ostasiens (Abu-Lughod 1989:170ff; Lopez 1988:290). Ironischerweise profitierte die Pest genauso von der „pax mongolica“ wie der internationale Handel, der nun Opfer seines blinden Passagiers wurde. „The unintended consequence of the unification was the eruption of a pandemic that set back the development of a world system for some 150 years“ (Abu-Lughod 1989:170). Dennoch wollte Europa nicht auf die Waren Indiens und Chinas verzichten, der Traum vom ungehinderten Zugang zu den

Ressourcen des Ostens lebte weiter. Ein Teil des Bedarfs gelangte auf dem Seeweg in das Reich der Mamluken, wovon Venedig nicht schlecht profitierte. Wie sollte man hingegen den Verlust der interkontinentalen Landrouten kompensieren? Es mangelte nicht an tollkühnen Ideen: Der Weg um Afrika – ein Projekt, das die Portugiesen mit genuesischem Kapital schrittweise realisieren konnten. Noch gewagter: Im späten 14. Jahrhundert dachten Investoren aus Genua an ein Kanalsystem, das den Indus mit Amu Daria, dem Kaspischen Meer, der Wolga und der Baltischen See verbinden sollte. 1520 legte Paolo Centurione dem Zaren in Moskau das Konzept vor – es wurde abgelehnt (Lopez 1997: 357). Auf der Iberischen Halbinsel hingegen fand der Vorschlag eines anderen Genuesen Zustimmung: Den Weg nach China über den Atlantik zu suchen. Mit Marco Polos „Milione“ im Kopf suchte Columbus den Osten – er fand den Westen.



LITERATUR

- J. L. ABU-LUGHOD, *Before European Hegemony. The World System A.D. 1250–1350*. New York/Oxford 1989: Oxford University Press.
- J. L. ABU-LUGHOD, *Das Weltssystem im 13. Jahrhundert. Sackgasse oder Wegweiser?* In: Peter Feldbauer/Gottfried Liedl/John Morrissey (Hg.), *Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion. Querschnitte*, Band 6. Wien/München 2001: Verlag für Geschichte und Politik/R. Oldenbourg Verlag.
- G. BERTUCCIOLI/F. MASINI, *Italia e Cina*. Rom/Bari 1996: Editori Laterza.
- J. P. DRÈGE, *Marco Polo e la via della seta*. Trieste 1992: Electa/Gallimard.
- M. EDWARDS, *Genghis Khan. Lord of the Mongols*. In: *National Geographic*, vol. 190, No.6, Dec. Washington 1996: National Geographic Society.
- P. FELDBAUER/J. MORRISSEY, *Italiens Kolonialexpansion – östliches Mittelmeer und die Küsten des Schwarzen Meeres*. In: Peter Feldbauer/Gottfried Liedl/John Morrissey (Hg.), *Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion. Querschnitte*, Band 6. Wien/München 2001: Verlag für Geschichte und Politik/R. Oldenbourg Verlag.
- H. FÖRST, *Klein-Olympia in der Steppe*. In: *Der Standard*, Rondo vom 16. 6. 2000. Wien 2000.
- E. HAIDENTHALLER, *Geschichte des Mongolensturms*. Unveröffentlichte Fachbereichsarbeit. Baden 1998
- L. DE HARTOG, *Genghis Khan. Conquerer of the World*. London/New York 1989: I.B. Tauris.
- J. KEEGAN, *A History of Warfare*. New York 1994: Vintage Books.
- H. KULKE, *Mongolen in Asien und Europa?* In: Stephan Conermann/Jan Kusber (Hg.), *Die Mongolen in Asien und Europa. Kieler Werkstücke. Reihe F*, Band 4. Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien 1997: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- R. S. LOPEZ, *Storia delle colonie Genovesi nel Mediterraneo*. Genua 1997: Casa Editrice Marietti.
- R. S. LOPEZ, *I successori di Marco Polo e la febbre della seta*. In: *Alvise Zorzi (Hg.), Venezia e l'Oriente*. Mailand 1989: Electa
- D. MORGAN, *Breve storia dei Mongoli*. Mailan 1997d: Mondadori Editore.
- M. MÜNKLER, *Marco Polo. Leben und Legende*. München 1998: Verlag C.H. Beck.
- T. NAGEL, *Timur der Eroberer und die islamische Welt des späten Mittelalters*. München 1993: Verlag C.H. Beck.
- J. VON PLANO CARPINI, *Kunde von den Mongolen. 1245–1247*. Übersetzt, eingeleitet und erläutert von Felicitas Schmieder. Sigmaringen 1997: Jan Thorbecke Verlag.
- F. SCHMIEDER, *Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis zum 15. Jahrhundert*. In: *Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters*. Band 16. Sigmaringen 1994: Jan Thorbecke Verlag.
- A. ZORZI (Hg.), *Venezia e l'Oriente*. Mailand 1989. Electa

Böse oder gut oder doch irgendwo dazwischen? – Irokesen und Navajo unter der Lupe

„Bei ihren Feinden waren die Irokesen wegen ihrer grausamen Martern gefürchtet. Sie übten auch den Brauch des Skalpierens. Eine besonders gefährliche Waffe war die Irokesenkeule aus Hartholz. Sie trug eine Kugel aus Holz oder Stein. Damit konnte man einem Feind leicht den Schädel einschlagen.“ (Thiel 1997:97)

„Sie waren grausamer als andere Stämme, machten so viele Gefangene wie möglich, quälten sie auf dem Weg ins Dorf, ließen dort erst Spießruten laufen und folterten sie dann zu Tode. Die Folteropfer hatten grausame Torturen zu ertragen. Langsames Verbrennen, gewaltsames Brechen der Knochen, dazwischen Pausen, um die Leiden zu verlängern. ... Manchmal wurden sogar Teile des Gefolterten zum Abschluss des Festes verzehrt, um etwas von der Kraft und dem Mut des Toten in sich aufzunehmen.“ (Cyrus 1988:38)

Dies ist das Bild, das uns in vielen Werken über das Volk der Irokesen gezeichnet wird. Man denke nur an Karl May oder andere Westernliteratur, in denen diese Nation sehr oft als Bösewicht herhalten muss.

Bei meinen Recherchen zum Thema ist mir ein Buch mit folgendem Titel in die Hand gekommen: ‚Am Marterpfahl der Irokesen‘ (Längle 1992). An sich ist daran nichts besonderes, jedoch hat mich der Zusatz sehr verwirrt: ‚Liebesgeschichten‘. Es hat sich herausgestellt, dass es sich tatsächlich um eine Sammlung von Liebesgeschichten handelt, von denen eine den oben genannten Titel trägt. In dieser Geschichte geht

es jedoch nicht eigentlich um diesen Indianerstamm, sondern um Erinnerungen an das KZ Mauthausen. Die Foltermethoden der Irokesen dienen nur als Vergleich mit den schrecklichen Dingen, die dort passiert sind.

In einem wohl mehr für den Schulbereich aber dennoch durchaus interessant gestalteten Indianerlexikon (Thiel 1997) ist mir unter dem Schlagwort ‚Irokesen‘ gleich die erste Überschrift im Text in die Augen gestochen: ‚Grausame Feinde‘. Danach werden mehr oder weniger genau einige der teilweise „berühmten“ Foltermethoden wie das Skalpieren beschrieben.

Alein diese beiden Beispiele zeigen schon deutlich, welches Bild wir in unseren Köpfen haben, wenn wir von diesem indianischen Volk hören.

Warum auch immer sich die Punk-Generation gerade den Irokesenhaarschnitt als eines ihrer Symbole gewählt hat, er ist sicher mit ein Grund, dass viele Menschen mit Vorsicht und Angst auf Punks reagieren, obwohl sie keinerlei schlechte Erfahrungen gemacht haben.

Verbinden wir mit den Irokesenvölkern Waffen, Skalpieren und Marterpfahl, so denken die meisten von uns beim Namen Navajo wohl kaum an solche Dinge, sondern viel eher an Webereien, Töpferei und Silberschmuck. Bezeichnenderweise findet sich in oben erwähntem Lexikon unter dem Begriff Navajo die Überschrift ‚Ein kluges Volk‘.

Bei meinen Reisen durch die USA und speziell bei meinen Aufenthalten in Reservatsgebieten konnte ich

feststellen, dass diese Nation trotz der Anerkennung was ihre Kunstfertigkeiten betrifft und ihrem Image eines sehr friedlichen Volkes, doch auch mit einem negativen Ruf zu kämpfen hat: die Navajo sind einer der ärmsten Indianerstämme in den Vereinigten Staaten und nicht wenige schreiben dies einer gewissen Faulheit oder Lethargie zu.

Zur Verdeutlichung ein Zitat aus einem zwar schon älteren allgemeinen Werk über die indianische Bevölkerung Nordamerikas, das aber schon zeigt, wie schnell sogar ganze Völker abgestempelt werden können: „Der Stamm. ... gilt heute als der ärmste und unzivilisierteste aller Indianerstämme Nordamerikas.“ (Nölle 1959:139)

Im vorliegenden Beitrag soll nun etwas genauer auf diese beiden Nationen eingegangen werden; bei den Irokesen im Speziellen auf das absolut bemerkenswerte soziale Gefüge, das bei der Darstellung der verschiedenen Martermethoden nur allzu oft vergessen wird, und bei den Navajos auf Probleme, mit denen dieses Volk heute zu kämpfen hat, um auch einen kleinen Einblick in die derzeitige Situation indianischer Nationen in den USA zu geben.

Die Menschen des Langhauses

Wenn wir von Irokesen sprechen, so müssen zu Beginn zwei Dinge festgehalten werden: erstens hat sich diese Bezeichnung sowohl im deutschen als auch im englischen Sprachraum durchgesetzt – ähnlich wie der Begriff ‚Indianer‘, der mindestens ebenso ungenau ist wie der Begriff ‚Europäer‘, da er nicht nur die Urbevölkerung Nordamerikas umfasst, sondern auch vielfach für andere Urbevölkerungen herangezogen wird. Die Bezeichnung ‚Irokesen‘, die ich, da sie tatsächlich bereits international zu sein scheint, auch in der Folge verwenden werde, stammt ursprünglich aus der Sprache der feindlich gesinnten Algonkin-Völker und bedeutet ‚Schlangenbrut‘. Die Irokesen selbst nannten sich ‚Hau-

denosaunee', was als ‚Menschen des Langen Hauses‘ übersetzt werden kann.

Zweitens ist auch zu bedenken, dass der Begriff ‚Irokesen‘ nicht, wie oft bei indianischen Völkern üblich, einen einzelnen, sondern heute insgesamt sechs indianische Stämme umfasst, die – aus ihrer Sprachverwandtschaft zu schließen – gleicher Abstammung sind. Aufgrund von Überbevölkerung dürfte es zu diversen Teilungen gekommen sein, worauf später eingegangen werden soll, da dies bis heute ein Aspekt in der politischen Organisation der irokesischen Stämme ist.

Zumindest bis kurz vor der Einwanderung der Europäer in Nordamerika waren die einzelnen Gruppierungen untereinander verfeindet. Entweder noch im 15. oder Ende des 16. Jahrhunderts – das konnte bisher nicht eindeutig geklärt werden – gelang es, die Stämme der Seneca, Cayuga, Onondaga, Oneida und Mohawk zum Bund (auch Liga) der Irokesen zusammenzuschließen. Später wurden noch die Tuskarora aufgenommen. Ziel dieser Vereinigung war es, gemeinsam gegen die feindlichen Nachbarn – in der Hauptsache die bereits erwähnten Algonkin – vorzugehen und die eigenen Territorien zu schützen.

Bis zum heutigen Tag können diese sechs Nationen nicht als homogene Einheit betrachtet werden, jedoch gibt es viele Übereinstimmungen gerade in der politischen Organisation und im sozialen Miteinander.

Der Aufbau der irokesischen Gesellschaft

Wie bereits angedeutet, hat jeder der irokesischen Stämme eine spezielle Gliederung (dies gilt auch für die Navajo): den Kern bilden Großfamilien, sogenannte Clans, die meist mehrere hundert Personen umfassen, und deren Mitglieder tatsächlich oder fiktiv (etwa durch Adoption) miteinander verwandt sind, wodurch sich eine der wenigen Heiratsvorschriften

ergeben hat: keine Verbindung innerhalb des Clans.

Je nach Größe der Nation gibt es eine unterschiedliche Anzahl an Clans. Die Mohawks umfassen nur drei Clans, während z.B. die Seneca in acht Clans gegliedert sind. Die Namen – alles Tiernamen, wobei die jeweiligen Tiere dem Clan heilig sind – zeigen ebenfalls die Verwandtschaft der sechs Nationen. So sind Wolf-, Bär- und Schildkrötenclans in allen sechs Stämmen vertreten.

In früheren Zeiten lebten die Clans in von Palisaden umgebenen Dörfern, bestehend aus den dem Volk namengebenden Langhäusern, die, vergleichbar mit den im Neolithikum in Europa üblichen Bauten, bis zu sechzig Metern lang und acht Metern breit sein konnten, und meist mehrere Familien beherbergten. Zusätzlich zur Jagd betrieben die Irokesen auch Ackerbau und bauten vor allem Mais, Bohnen und Kürbis an.

In den heutigen Reservaten gibt es nur mehr vereinzelt Bauten wie die Langhäuser (oder auch die Hogans der Navajo), die an die traditionellen Lebensformen erinnern und auch sie dienen meist nicht Wohnzwecken. Zumindest nach außen hin hat sich die indianische Bevölkerung Nordamerikas ihren Nachbarn angepasst.

Ungewöhnliches Politikverständnis

Ganz anders sieht es etwa hinsichtlich der politischen Organisation innerhalb der Stämme aus, von denen einige gegenüber dem Staat USA eine Sonderstellung einnehmen, da sie als souveräne Nationen innerhalb des Staatengebildes anerkannt sind und somit eine gewisse Eigenständigkeit – z.B. in der Rechtssprechung – besitzen. Bei den irokesischen Völkern finden wir eine selbst in der heutigen ‚aufgeschlossenen‘ Zeit noch revolutionäre matriarchalische Ordnung, die höchst bemerkenswert ist und bereits über Jahrhunderte hinweg

funktioniert. Auch das Prinzip von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist keine Entdeckung des 18. Jahrhunderts, sondern wurde und wird in anderen Kulturen schon lange gelebt. Aber beginnen wir mit der Stellung der Frauen innerhalb der Stämme der sechs Nationen.

Wie auch bei vielen anderen indianischen Völkern (z.B. Hopi, Navajo) finden wir die Matrilinearität als Verwandtschaftsordnung der irokesischen Gesellschaft – die Frau und Mutter steht im Mittelpunkt der sozialen Ordnung. Die Stammeszugehörigkeit etwa wird über die Mutter definiert. Hochzeiten waren ja durch die Blutsverwandtschaft innerhalb eines Clans nicht möglich und so blieben zwar die Ehepartner weiterhin Mitglieder ihres jeweiligen Clans, die Kinder jedoch gehörten ausnahmslos dem der Mutter an. Auch verwalteten die Frauen das materielle Vermögen der Familien.

Was die politische Mitsprache betrifft, so hatten diese Stämme auch hier eine ganz spezielle Regelung. Nach außen hin wurden sie zwar von Männern repräsentiert; ernannt wurden diese jedoch von den ältesten Frauen im Clan. Einzig Lewis H. Morgan führt in seinem Werk ‚Die soziale Organisation der Irokesen und anderer indianischer Völker‘ (1995) an, dass alle erwachsenen Mitglieder eines Clans wahlberechtigt waren, was heute sicher zutrifft. Fest steht, dass die irokesischen Nationen, wie wohl auch andere indianische Völker, in Bezug auf Frauenwahlrecht und Mitsprache von Frauen Europa weit voraus waren; man denke nur an die Schweiz, wo das Wahl- und Stimmrecht für Frauen auf Bundesebene erst im Jahr 1971 (!) eingeführt wurde.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Unterscheidung zwischen Oberhäuptern, also den uns geläufigen Häuptlingen, in Friedenszeiten, die in der Hauptsache Vorsteher von Versammlungen waren, und eigenen Führern in Kriegszeiten. Je nach Clangröße

war auch die Anzahl dieser Häuptlinge unterschiedlich und Christa Öhlinger erwähnt in ihrer Studie über Ethnozentrismus sogar das Vorhandensein weiblicher ‚Chiefs‘, die vor allem die materiellen Mittel der Stämme verwalteten. Entgegen dem weit üblicheren Prinzip einer Herrschaft auf Lebensdauer oder für einen festgelegten Zeitabschnitt konnte jeder der gewählten Führer abgesetzt werden, wenn gegen die Interessen des Clans oder unehrenhaft handelte. Daher kann man eigentlich nicht von einer Herrschaft sprechen, sondern vielmehr von einer Vertretung des Volkes, wobei die Vertreter ihren Stammesmitgliedern direkt verantwortlich waren. Erst unter dem Einfluss der Kolonialmächte und dann der USA dürften sich diese Positionen mehr in Richtung tatsächlicher Machtbefugnisse entwickelt haben.

Nach dem Zusammenschluss der fünf bzw. später sechs Nationen fand in Onondaga, dem Hauptwohrtort des gleichnamigen Stammes, alljährlich ein Treffen von insgesamt fünfzig gewählten Häuptlingen statt, bei dem über die gemeinsamen Interessen beraten wurde. Auch hier stoßen wir auf eine ungewöhnliche Art der Entscheidungsfindung: es wurde solange beraten, bis Einstimmigkeit erzielt wurde. Erst dann erhielt der Beschluss Gültigkeit.

Mann und Frau

Was die geschlechterspezifische Arbeitsteilung betrifft, so gab es diese bei den irokesischen Völkern sehr wohl. Die Frauen bauten in Gruppen Mais, Bohnen u. a. an, sammelten Beeren und Früchte, sorgten für die Produktion der Grundnahrungsmittel, deren Lagerhaltung und Zubereitung, während die Männer das Land rodeten, jagten und fischten. Die Frauen ‚besaßen‘ den Ackerboden, sofern man in diesem Zusammenhang überhaupt von Besitz sprechen kann, da es an sich keinen Privatbesitz, sondern nur Clan- bzw. Stammesbesitz gab.

Grundsätzlich kann man sagen, dass die Gesellschaft der Irokesen durch eine Machtbalance der Geschlechter gekennzeichnet war, sogar mit leichter Dominanz der Frauen, und einer Gleichwertigkeit aller zum Stamm Gehörenden.

Unbedingt erwähnenswert ist auch die anscheinend selten vorkommende sexuelle Gewalt gegenüber Frauen. In einem jährlichen Bericht der Arizona Commission of Indian Affairs (United States Attorneys Offices 1996), – in Arizona leben über zwanzig verschiedene Stämme, darunter auch der heute größte, die Navajo – in dem die Zahl und Art der in Reservatsgebieten verübten Verbrechen festgehalten wurde, war Vergewaltigung im Schnitt weit seltener als Mord oder Totschlag. Dies hat mit Sicherheit sehr viel mit der grundsätzlich sehr hohen Stellung der Frau innerhalb indianischer Völker zu tun.

Marterpfahl oder doch nicht?

Bevor auch das Volk der Navajo etwas genauer betrachtet werden soll, möchte ich noch auf einen Aspekt der irokesischen Traditionen eingehen. Wie eingangs schon festgestellt, sind es vor allem die Foltermethoden, die in den Köpfen herumschwirren, wenn diese Nation erwähnt wird. Sicher nicht zu unrecht. Das Skalpieren etwa, dessen Verbreitung durch die Europäer, die für jeden Skalp eines Feindes eine Prämie zahlten, stark vorangetrieben wurde, beeinflusste sogar das äußere Erscheinungsbild der Irokesen, aber auch der Algonkin: es wurde zur Sitte, sich das Kopfhaar mit Ausnahme eines Haarbüschels (der berühmte Irokesenhaarschnitt) abzurazieren, um dem Feind das Skalpieren leichter zu machen und so die eigene Furchtlosigkeit auszudrücken.

Die Irokesen waren durchaus kriegerische Völker, – vor Entstehen der Liga gab es, soweit die mündliche Überlieferung berichtet, auch untereinander diverse blutige Konflikte – jedoch kann man daraus

nicht automatisch schließen, dass jeder Kriegsgefangene gefoltert und getötet wurde. Weit üblicher dürfte etwas anderes gewesen sein: nämlich die Adoption und damit Aufnahme in den Clan. Verstorbene oder im Krieg Gefallene durften durch Adoptierte ersetzt werden, wodurch vor allem gefangene Kinder und Frauen (Krieger konnten sich eine Adoption durch einen Spießrutenlauf durch die feindlichen Reihen verdienen) als vollwertige Mitglieder in die Familien und den Stamm aufgenommen wurden und den Rang derer erhielten, die sie ersetzen sollten. Selbst Massenadoptionen konnten vorkommen, wenn ein Clan auszusterben drohte.

All dies zeigt, dass es im ‚Volk des Langhauses‘ durchaus vorbildliche soziale Strukturen gab, die nicht unerwähnt bleiben sollten.

Ein kluges Volk

Widmen wir uns nun dem Stamm der Navajo, der ganz anderen Vorurteilen ausgesetzt ist. Gelten die Irokesen als wild und brutal, als Krieger und Folterer, so wirken die Navajo in den Darstellungen als übermäßig friedlich, ruhig, besonnen und künstlerisch. Letzteres kann ich durchaus bestätigen. Sowohl die wunderschönen Silber- und Türkischmuckstücke, die Webereien als auch die diversen Töpfereien und Sandmalereien, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe, sind wirklich sehenswert. Nicht umsonst ist dieses Volk für seine Produkte berühmt.

Betrachtet man die Geschichte, so stellt man fest, dass auch die Navajo durchaus kriegerisch sein konnten; zumindest was die europäischen Einwanderer betrifft. Allerdings konnte ich in keiner meiner Quellen Berichte über extreme Grausamkeiten, wie sie den Irokesen zugeschrieben werden, finden, was den Eindruck eines im Großen und Ganzen durchaus friedlichen Volkes untermauert.

Wann genau sich die Navajo (sie selbst verwenden meist den Begriff

„Diné“ – ‚The People‘) im Südwesten der USA – der bis heute noch ihr Siedlungsgebiet ist, wenn auch auf ein Reservatsgebiet von etwa 57.000 Quadratkilometer beschränkt – niedergelassen hat, ist unklar. Etwa um das Jahr 1000 dürften sie zusammen mit Apachenvölkern aus dem Norden Kanadas in diese Region gezogen sein. Ob und welche Konflikte es dabei mit den dort ansässigen Puebloindianern gegeben hat, kann nicht gesagt werden, da die vorkoloniale Zeit Amerikas nach wie vor nicht sehr gut erforscht ist. Die bis heute noch weit verbreitete traditionelle mündliche Überlieferung statt der schriftlichen erschwert die diversen Bemühungen. Fest steht, dass sie ihr nomadisches Leben im Gegensatz zu den Apachen aufgaben und u.a. Obstheime anlegten und unter dem Einfluss der Spanier mit der Schaf- und später Pferdezucht begannen, was bis heute eine der wichtigsten Einnahmequellen ist.

Nach dem Aufstand der Puebloindianer 1680 lebten auch Flüchtlinge von Jemez und anderen Pueblos unter den Navajo und vermittelten diesen ihre Kultur, wie etwa Weben oder Töpfern.

In spanischen und mexikanischen Aufzeichnungen des 17. und 18. Jahrhunderts finden sich zwar Erwähnungen von kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Navajo, jedoch beziehen sich diese in der Hauptsache auf Diebstähle und Raubzüge und darauf folgende Strafexpeditionen. Im Gegensatz zu den Ute und Comanchen, für die Kriegsführung ein wichtiger Bestandteil der Kultur war, waren sie jedoch grundsätzlich keine Kämpfer, sondern in der Hauptsache daran interessiert, Lebensmittel, Pferde und anderes Nützliches zu stehlen.

Der lange Marsch

Das Jahr 1848 brachte eine Wende für die tatsächlich relativ friedlich lebenden Diné: Die Vereinigten Staaten nahmen nach dem mexikanischen Krieg auch den Südwesten

in Besitz. Vergil Bedoni berichtet in einem Interview (Renner 1996:73), welche Geschichten über den Long Walk, die Bezeichnung, die die Navajo der Zeit der Auseinandersetzungen mit den US-Amerikanern gegeben haben, an ihn weitergegeben wurden. „... Kit Carson gehörte der Kavallerie an, und er hatte ein paar hundert Soldaten, mit denen er ins Navajo-Land kam und das Leben der Menschen zerstörte, ihre Herden und ihre Ernte, und sie trieben alle Navajo an einem Ort zusammen und zwangen sie loszuziehen. Ungefähr 4.000 oder 5.000 wurden beim ersten Mal zusammengetrieben und gezwungen, 600 Meilen von der Reservation in Arizona den ganzen Weg nach New Mexico zu einem Ort namens Fort Sumner zu ziehen. Dort wurden sie vier Jahre lang in Gefangenschaft gehalten. ... Danach schloss das Volk schließlich einen Vertrag mit der US-Regierung, der bestimmte, dass es einen großen Teil des Landes aufgeben musste, den es nie wieder zurückbekam.“

Vorangegangen war diesen Ereignissen der anscheinend erste tatsächliche Krieg, den die Navajo im April 1860 zusammen mit Apachen gegen die Amerikaner geführt und gewonnen und diese zumindest für einige Jahre mehr oder weniger von ihrem Land vertrieben hatten.

Bis heute ist der Streit um Land ein ständiger Reibungspunkt zwischen den USA und den Diné (nicht zu vergessen die vielen anderen Völker, die teilweise vor Gericht um ihr Land kämpfen).

Arm und unzivilisiert

Mag das Klischee von einer friedlichen und braven Nation für die Navajo tatsächlich stimmen, so gibt es doch eine Reihe von Problemen und teilweise Vorurteilen, mit denen sie heute zu kämpfen haben.

Ein „lustiges“, sehr nachdenklich stimmendes Argument für die Unzivilisiertheit dieser Nation ist mir vor kurzem erzählt worden: nachdem die US-Regierung Wohnungen

bzw. Fertigteilhäuser statt den traditionellen Hogans (achteckige, aus Pfählen, Stangen und Erde gebaute kleine Häuser) zur Verfügung gestellt hatte, funktionierten viele der Familien die Toiletten zu Lagerräumen um und verrichteten ihre Bedürfnisse in der Natur. Dass es Menschen gibt, die es als unnatürlich betrachten, im unmittelbaren Wohnraum auch eine Toilette zu haben, spricht eigentlich für eine sehr hohe (wenn auch zugegebenermaßen ungewöhnliche) Zivilisiertheit.

Ein anderes Beispiel aus dem Christian Science Monitor, Ausgabe vom November 1953, mit dem Titel „Navajo Youths Enthusiastic/ Learning White Man's Way“ schildert unterernährte, ängstliche Kinder, die Körperpflege, Zähneputzen und überhaupt die Grundpfeiler eines Lebens in Würde und Anstand erlernen. Dass dies nur durch das Annehmen der ‚weißen Kultur‘ möglich ist, setzte der Schreiber voraus (Weston 1996:105).

Inzwischen sind beinahe 50 Jahre vergangen und der Umgang mit der indianischen Bevölkerung hat sich in Nordamerika ohne Frage sehr gewandelt – ins Positive wohl gemerkt. Trotzdem gibt es nach wie vor viel Unverständnis, gerade auch was die Lebensweise der verschiedenen Nationen betrifft. Die Navajo, ihre Armut und ihre Auffassung von Wirtschaft sind nur ein Beispiel dafür, was noch kurz angeschnitten werden soll.

Gewinn contra Tradition

Mit einer Bevölkerungszahl von nahezu 200.000 sind die Diné das heute größte native Volk in den USA. Sie besitzen ein Reservatsgebiet, das mehr als zwei Dritteln der österreichischen Staatsfläche entspricht. Nach wie vor sind Viehwirtschaft und Ackerbau ihre Haupteinnahmequelle. Speziell im Bebauen des sehr kargen Bodens, den das Reservat rund um das Monument Valley bietet, waren sie mit ihren Bewässerungssystemen wirklich Künstler.

Der in den USA ebenso wie weltweit zunehmende Mangel an Wasser und die sich daraus ergebende Regulierung und Rationierung zwang sie, die traditionellen Methoden aufzugeben und sich ihren ‚weißen‘ Nachbarn anzupassen.

Die meisten Familien im Reservat besitzen auch nach wie vor Schafe, die ihnen in Zeiten der Arbeitslosigkeit das Überleben sichern. Dass die vorhandenen Ressourcen nicht effizient genug genützt werden, ist ein Punkt, der den Navajo heute immer wieder angelastet wird.

So sehr sich die indianischen Völker nach außen hin angepasst haben, so sehr sind sie auch in ihren Traditionen und in ihrer teilweise völlig anderen Weltanschauung verwurzelt. Joe Hubert Atene formuliert es so: „Ein traditionell lebender Navajo zerstört nichts, verstößt nicht gegen Gesetze der Natur. Er

versteht alles, worum es bei der Natur geht. ... Und er verhält sich gütig, liebt die Tiere, liebt die Natur, tötet kein Tier unnötigerweise, nur um es zu nutzen. ... Wenn sie eine Pflanze schneiden oder ausmachen, benutzen sie alles, sie reißen nichts heraus, nur einfach so.“ (Renner 1996:200) Das Streben nach Gewinnen, nach Reichtum, nach sozialem Aufstieg, ... ist für Diné bis heute – großteils – etwas Fremdes, trotzdem sie der ärmste Stamm in den USA sind.

Bei meinen Kontakten mit der Arizona Commission of Indian Affairs in Phoenix (1998) wurde mir berichtet, dass sich einer der politischen Führer der Navajo erstmalig zu einer Sitzung, bei der auch über Hilfsprojekte diskutiert werden sollte, angekündigt hatte. Dass sich für die Commission dadurch mehr Möglichkeiten zur Kooperation mit den

Diné in wirtschaftlichen Angelegenheiten ergeben hat, ist wahrscheinlich. Ob ein noch stärkerer Einfluss auf die ohnehin um ihr kulturelles Überleben kämpfende indianische Bevölkerung auch wünschenswert ist, sei dahingestellt.

Dieses größte indianische Volk mag teilweise ungewöhnliche und für Europäer sowie US-Amerikaner uneinsichtige Anschauungen was Lebensweise, Wirtschaft, usw. betrifft haben, aber mich persönlich bringen gerade diese Dinge sehr zum Nachdenken darüber, ob unsere Gewinnorientierung, die sich in immer mehr Lebensbereichen zeigt, wirklich so erstrebenswert ist.

LITERATUR

- I. CYRUS, *Die Indianer Nordamerikas*. Wien 1988: hpt-Verlagsgesellschaft.
- E. ENGEL, *Blackfoot, Cree, Mohawks... Zur Geschichte der Indianer im Norden Amerikas*. Göttingen 1993: Lamuv Verlag.
- S. JAHN, *Die Irokesen*. Wyk 1992: Verlag für Amerikanistik.
- A. M. JOSEPHY, *500 Nations. Die illustrierte Geschichte der Indianer Nordamerikas*. München 1996: Frederking & Thaler Verlag GmbH.
- C. KLUCKHOHN/D. LEIGHTON, *The Navaho*. Cambridge 1974: Harvard University Press.
- H. LÄNG, *Kulturgeschichte der Indianer Nordamerikas*. Bindlach 1994: Godrom Verlag.
- U. LÄNGLE, *Am Marterpfahl der Irokesen. Liebesgeschichten*. Frankfurt a. M. 1992: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.
- L. H. MORGAN, *Die soziale Organisation der Irokesen und anderer indianischer Völker*. Idstein 1995: Baum Publications.
- W. NÖLLE, *Die Indianer Nordamerikas*. Stuttgart 1959: Kohlhammer Verlag
- Ch. ÖHLINGER, *Analyse des Phänomens „Ethnozentrismus“ in der Begrifflichkeit unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses, dargestellt am Beispiel der Irokesen (Nordamerika)*. Wien 1990.
- E. RENNER, *Die Suche nach Harmonie: Navajo-Versionen*. Weinheim 1996: Deutscher Studien Verlag.
- M. SHEPARDSON, *Navajo Ways in Government. A Study in Political Process. Memoir 96*. In: *American Anthropological Association*, 65/3, Part 2. Menasha 1963: George Banta Company Inc.
- H. P. THIEL, *Meyers großes Indianer-Lexikon*. Mannheim 1997: Meyers Lexikonverlag
- UNITED States attorneys office. *District of Arizona, Indian Country Report 1996*. Phoenix: U.S. Department of Justice
- J. UTTER, *American Indians. Answers to Today's Questions*. Lake Ann 1993: National Woodlands Publishing Company.
- Ph. WEARNE, *Die Indianer Amerikas*. Göttingen 1996: Lamuv Verlag.
- M. A. WESTON, *Native Americans in the News. Images of Indians in the Twentieth Century*. Westport 1996: Greenwood Press.
- E. WILSON, *Abbitte an die Irokesen. Mit einer Studie „Die Mohawks im Stahlhochbau“ von Joseph Mitchell*. München 1974: Carl Hanser Verlag.

„Das Bild des Flüchtlings“ – ein Blick hinter die Kulissen eines Mythos

Allgemeines über Migrations- und Flüchtlingsbewegungen

Migration ist keine neue Erscheinung in der Menschheitsgeschichte, auch wenn sie gern als „modernes Problem“ dargestellt wird. Geändert haben sich lediglich die Abstände und Transportformen bei der Migration. Auch die Industrialisierung hat viele Migrationsbewegungen ausgelöst, weil in den industriellen Zentren ein hoher Bedarf an Arbeitskräften entstand.

Im Prinzip sind historische Phänomene wie der „Mongolen- oder Türkensturm“ auch als Migration zu begreifen, nicht zu vergessen die Fahrt des Christoph Kolumbus nach Amerika.

Die Konnotationen zu den verschiedenen Migrationsformen und Beispielen aus der Geschichte und Gegenwart sind höchst unterschiedlich. Während Kolumbus immer noch als „der Entdecker der Neuen Welt“ gefeiert wird, wird im Zusammenhang von MigrantInnen und AsylwerberInnen aus dem Südosten nach Österreich meistens von Überströmung, Flüchtlingswelle, Überfremdungsgefahr etc., und in einem weniger negativ gefärbten Kontext zumindest von einem *Problem* gesprochen.

Das Phänomen Migration besteht also schon seit Menschengedenken. Dass es immer ein Problem sein muss, das ist nicht gesagt. Es gilt, die Hintergründe zu beleuchten. Die Hintergründe der Personen, die migrieren, auf einer persönlichen, sozialen Ebene. Die Hintergründe

der Staaten, aus denen die MigrantInnen kommen – auf politischer, soziokultureller und historischer Ebene. Die Hintergründe der Aufnahmeländer – ebenfalls auf politischer, soziokultureller und historischer Ebene.

Beim Phänomen der Flucht handelt es sich um eine spezielle Form der Migration. Grundsätzlich werden in der europäischen Migrationsforschung nach Portes und Kelly (1989) vier Typen der Migration unterschieden. Je nachdem ob die Migration freiwillig oder erzwungen ist, ob wirtschaftliche oder politische Gründe vorliegen, wird wie folgt eingeteilt:

- Arbeitsmigration („GastarbeiterInnen“, temporäre Arbeitskräfte, ProfessionalistInnen, StudentInnen, inklusive Angehörige) findet freiwillig aus wirtschaftlichen Gründen statt.
- Postkoloniale Migration, auch jüdische Migration nach Israel in einer nicht unmittelbar bedrohten Situation, freiwillig aus politischen Gründen
- „Wirtschaftsflüchtlinge“ (Flüchtlinge, die nicht den Genfer Flüchtlingskriterien entsprechen, Armutsmigration, Flüchtlinge aus Hungersnotgebieten, Naturkatastrophenopfer), die unfreiwillig aus wirtschaftlichen Gründen flüchten.
- Flüchtlinge bzw. AsylantInnen im Status der Genfer Konvention: Personen, die aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen individueller Verfolgung ausgesetzt sind bzw.

diese befürchten müssen. Sie migrieren unfreiwillig aus politischen Gründen. (AsylantInnen oder AsylwerberInnen sind jene Menschen, die in einem Land um Flüchtlingsstatus ansuchen.)

Wie unten bei Parnreiter (1994) näher ausgeführt, zeigt sich an dieser groben Einteilung, dass eine eindeutige Zuordnung zu einer Migrationskategorie meist nicht möglich ist. Überschneidungen der Migrationsgründe sind in der Praxis die Regel. Ebenso ist die Annahme einer „freiwilligen“ Migration grundsätzlich in Frage zu stellen, vielmehr kann die Freiwilligkeit graduell abgestuft werden. (Eine strikte Unterscheidung zwischen „unfreiwillig“ und „freiwillig“ gereicht AsylwerberInnen in vielen Fällen in der (österreichischen) Asylpraxis zum Nachteil.)

In den Wissenschaften hat es sich als schwierig erwiesen, allgemein gültige Theorien über Flucht und Flüchtlinge aufzustellen, es ist auch nicht weiterführend und sinnvoll. Denn die Probleme und Phänomene, die dabei auftauchen, sind immer Ergebnis des Zusammenspiels zwischen der einzelnen Person, den BürgerInnen des Herkunftslandes, dem Aufnahmeland, deren Obrigkeit und dessen BürgerInnen.

Auf all diesen Seiten gibt es Faktoren, die das Phänomen der Migration und Flucht entscheidend beeinflussen.

Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass in der Frage der Migration Beziehungsnetze einen der bedeutendsten Faktoren ausmachen. Thomas Faist (1997) ging dieser Frage nach und kam zu dem Ergebnis, dass weniger die Informationsströme der Motor für Migration sind, sondern intensive soziale Beziehungsgeflechte zwischen Herkunftsland und Aufnahmeland. Dieser Faktor fällt bei Flüchtlingen teilweise weg, sollte aber immer mit berücksichtigt werden. Die Informationsflüsse, auf die sich Faist bezieht, sind jene Informationen, die im Herkunftsland

über das Aufnahmeland verbreitet werden. Gerade Schlepperorganisationen sind meistens äußerst gut über diverse Asylpolitiken der Zielländer informiert und geben dieses Wissen spezifisch weiter. Wo die Asylchancen gut stehen, dort werden die betreffenden Personen hingebacht.

Christof Parnreiter (1994) analysiert, dass Flüchtlingsbewegungen als große Kategorie von Wanderungen der Peripherie nicht abgrenzbar von der Arbeitsmigration sind. Bei legaler Wanderung findet in vielen Fällen eine Eingliederung in den Arbeitsprozess statt. Auch bei illegaler Einwanderung kann davon ausgegangen werden, dass eine Teilnahme im informellen ökonomischen Sektor geschieht.

Was sich aber hier deutlich zeigt, ist, dass es *nicht* der Bedarf ist – z.B. an Arbeitskräften – der die Wanderung auslöst, sondern ein gewisser Zwang durch die Situation im Herkunftsland. Welcher Art diese Zwänge sind, gilt es zu erforschen (politische, ökonomische, ökologische, soziokulturelle Gründe – z.B. Stellung der Frau etc.).

Parnreiter stellt in seinem Buch dar, dass es sich bei Vertreibungen keineswegs um ein neues Phänomen in der Geschichte handelt (als Beispiele führt er an: Juden zu unterschiedlichen Zeiten, Hugenotten aus Frankreich, Mauren aus Spanien, Russland während der russischen Revolution, Nationalitätenpolitik der südosteuropäischen Staaten, das nationalsozialistische Deutschland etc.). Nach dem Zweiten Weltkrieg zählte man 8,5 Millionen „displaced persons“ in Europa. Es erhielt den Beinamen „Kontinent der Flüchtlinge“.

Seit ca. 30 Jahren, also seit den 60er Jahren begann eine massive Vermehrung der Fluchtbewegungen. Laut offiziellen Angaben des UNHCR ist die Rede von derzeit 18 Millionen *anerkannten* Flüchtlingen weltweit – zu Beginn der 90er Jahre. Wobei es sich hierbei um eine absolute Minimum-Angabe handelt.

In dieser Zahl sind nur internationale, also grenzüberschreitende Flüchtlinge enthalten.

Wie oben bereits erwähnt, ist es nicht nur schwierig „Flucht“ zu definieren und genau zu bestimmen, wer nun Flüchtling ist und wer „normaler Migrant“ ist. Noch schwieriger ist es, dieses Phänomen zu registrieren und in Zahlen zu fassen. Das Internationale Rote Kreuz z.B. spricht von einer ungleich höheren Zahl als der UNHCR, nämlich von 500 Millionen Flüchtlingen!

Weiters konstatiert der Autor, dass sich die Zentren der Fluchtbewegungen verlagert haben – und zwar von Europa zu den „Peripherien“ wie Afrika (Südafrika, Afrikanisches Horn), Asien (Bangladesh, Indochina), Lateinamerika (Chile, Argentinien, Uruguay) und später vor allem Afghanistan und Zentralamerika. Die Hauptlast der Flüchtlingsbewegungen tragen heute Süd-West-Asien, der Mittlere Osten und Afrika. Nur ein verschwindend geringer Teil lebt in den reichen Industriestaaten, nämlich 20%, das sind ca. 3,5 Millionen der anerkannten Flüchtlinge (18 Mio) laut UNHCR-Statistik.

Außerdem wird auch bei Parnreiter deutlich: das klassische Flüchtlingsbild ist obsolet geworden. Politische Flüchtlinge im Sinne der Genfer Konvention (das sind „*Personen, die aus politischen rassistischen oder religiösen Gründen individueller Verfolgung ausgesetzt sind, bzw. diese befürchten müssen.*“) stellen einen sehr geringen Anteil dar. Das Phänomen der individuellen Verfolgung hat sich eher zu einer kollektiven Verfolgung (siehe ehemaliges Jugoslawien) gewandelt. Politische, ökonomische, ökologische und geschlechtsspezifische (vor allem direkte oder strukturelle Gewalt gegen Frauen) Gründe stehen nebeneinander, sind miteinander verwoben und nicht trennbar.

Ein Beispiel dafür wären Bürgerkriegsflüchtlinge, die aus mehreren Gründen flüchten (z.B.: politisch – Krieg; ökonomisch –

schlechte Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten, Heizmaterial, etc.; ökologisch – Minen in Feldern, verschmutztes Wasser; geschlechtsspezifisch – Vergewaltigungs-Strategien gegen Frauen).

Schließlich erwähnt Parnreiter, dass in den Flüchtlingsbewegungen neue Muster erkennbar sind, die im Zusammenhang mit der Globalisierung stehen. Waren früher die Flüchtlingsherde eher lokal begrenzt, so ist seit den 70er Jahren eine neue Ära angebrochen, wie sich bei den Fluchtbewegungen aus Vietnam, Laos und Kambodscha zeigte. Die Aufnahme dieser Flüchtlinge in diverse Länder erfolgte nur unter der Bedingung, dass sie an Drittländer weitergereicht werden konnten. Im Zuge dessen kam es zur Übersiedlung von über einer Million Menschen in westliche Länder seit 1975. Der Grund dafür ist eine global gewordene kapitalistische Integration.

Ökonomische Gewalten kapitalistischer Expansion begründen die derzeitigen Flüchtlingsbewegungen zu einem großen Teil. Durch die Dekolonialisierung kam es zur Bildung von neuen Staaten, in denen oftmals sogenannte ethnische Konflikte und soziale Kämpfe dazu beitragen, Menschen zur Flucht zu bewegen. Im heutigen Kontext der Globalisierung sind das die wesentlichsten Fluchtgründe.

Der Kolonialismus kann bis heute als Grundübel für viele Konflikte gesehen werden, in stärkerem Ausmaß aber bis 1989, dem Ende des Kalten Krieges, also des West-Ost-Konfliktes.

Auch der technologische Faktor trägt zur Globalisierung von Flucht bei. Es gibt brutalere Waffen, die erhöhte Flüchtlingszahlen zur Folge haben. Ebenso sind die Informations- und Transportkapazitäten gestiegen.

Globalisierungstendenzen – zumindest innerhalb der EU machen sich letztlich auch in der Asylpolitik bemerkbar. Es werden stets restriktivere Maßnahmen gesetzt, die In-

dustriestaaten schützen gemeinsam ihren Reichtum.

Betrachtungsweisen über/von Flüchtlingen – eine Frage von Identität

Flüchtlinge werden in der Welt der Nationalstaaten in der Regel als eine Bedrohung empfunden. Liisa Malkki (1997) zeigt in ihrem Artikel die negativ besetzten Vorstellungen über Flüchtlinge in der wissenschaftlichen Literatur in der Zwischen- und Nachkriegszeit der beiden Weltkriege auf. Als Problem der Flüchtlinge werden in der Regel nicht die Umstände, die zur Flucht geführt haben dargestellt, vielmehr werden die Flüchtlinge selbst als Problemfaktor identifiziert. „Entwurzelung“ wird ihnen zugeschrieben und daraus bestimmte Eigenschaften abgeleitet: demnach führe der „moralische Zusammenbruch“, den Flüchtlinge aufgrund ihrer bitteren Erfahrungen erleiden, dazu, dass sie nie „ehrliche BürgerInnen“ werden könnten – somit stellen sie für das jeweilige Aufnahmeland eine Bedrohung dar. Ein Flüchtling hätte sozusagen durch die „Entwurzelung“ bzw. die „Deterritorialisierung“ seiner Identität sein Wertesystem bzw. seine Kultur verloren, was ihn zu einem „unkontrollierbaren, verantwortungslosen“ sogar „pathologischen“ Element im neuen Land macht.

Die gegenwärtige wissenschaftliche Literatur spricht von „displaced persons“, der Schwerpunkt wird auf eine psychische Krise, die eine Fluchterfahrung auslöst, und in der Folge auf die adäquaten Hilfsmaßnahmen für Flüchtlinge gelegt. Flüchtlinge sind sozusagen immer ein „Problem“: ein humanitäres, ein rechtliches, ein psychologisches. Ohne die Bedeutung der existentiellen Krisen, die die schwierige Erfahrung mit sich bringt, leugnen zu wollen, muss die herrschende Vorstellung vom lediglich hilfsbedürftigen Flüchtling revidiert werden. Die offensichtliche und tatsächliche Hilfsbedürftigkeit darf nicht mit Handlungsunfähigkeit gleichgesetzt werden. Ein solcher

Fehlschluss vieler Hilfsorganisationen und WissenschaftlerInnen ist eine wesentliche Verkennung der Menschen, die einen Flüchtlings- oder AsylantInnenstatus haben. Durch oft beste Absichten werden sie in eine passive, untätige und sogar pathologische Rolle gedrängt, die ihnen Eigenständigkeit und Mitspracherecht verweigert (Malkki 1997).

Explizit wird dieses Bild von den Medien – besonders dem Fernsehen – gefördert, das dieses Stereotyp mit Bildern verstärkt, indem sehr oft nur die unendliche Not und Hilflosigkeit dargestellt wird. Selten hingegen haben die abgebildeten, gefilmten Menschen die Möglichkeit, sich vor der Kamera zu artikulieren. Kommt es doch vor, werden hauptsächlich Aussagen gesendet, die in das Bild des Elends passen. Sprachlose Ströme von Menschen marschieren über unsere Fernsehbildschirme – das Schicksal und die Geschichte der Personen, die dahinter stehen, geht dabei unter.

In der Flüchtlingsforschung bekommt daher der Bereich der Identitätsforschung einen tragenden Stellenwert. Durch die Fluchterfahrung und der damit einhergehenden Veränderungen im Leben eines Menschen wird der dynamische Charakter von Identität deutlich sichtbar. Durch das Überschreiten von Grenzen und das Leben in einer neuen kulturellen und sozialen Umgebung, werden von Flüchtlingen die bis dahin selbstverständlichen kollektiven Identitäten (wie Sprache, Bevölkerungsgruppe, Nation, etc.) in der Regel stark in Frage gestellt und verändern sich. Neue Identitätsmuster entstehen, alte können verstärkt werden. Eine andere Bewältigungsstrategie ist, jegliche Vorstellung von kollektiver Identität abzulehnen.

Oft sehen sich Flüchtlinge mit der Zuschreibung einer neuen Identität von außen konfrontiert – das Bild des Flüchtlings in „unserer“ Gesellschaft folgt eben einem bestimmten Muster und diesem haben Flücht-

linge Folge zu leisten. Sie werden der kollektiven Identität und meist ethnisch oder kulturell starren Stereotypen von Flüchtlingen zugeordnet und rechtlich als solche behandelt. Die tragische Komponente dabei ist, dass diese Zuschreibungen meist mit Ausgrenzungsstrategien und Diskriminierung einhergehen. Allein die Bezeichnung „Flüchtling“ oder „AsylantIn“ wird als persönlichkeitsraubend erlebt. Die neue (nicht wirklich erwünschte) Identität legt sich über alle anderen: „...*du verlierst praktisch deine Identität... du wirst zu einem Flüchtling... du hast keinen Namen mehr, keinen Nachnamen, keinen Beruf... all das geht einfach unter.*“ (Interviewzitat mit Frau S., aus To,ić 1999:72)

Zwei Beispiele von Roger Zetter (1991) und Liisa Malkki (1996) seien zur Verdeutlichung der Problemlage hier angeführt. Zetter beschäftigte sich in seiner Arbeit „Labelling Refugees“ mit Griechen, die aus Nordzypern in andere Teile der Insel geflüchtet waren. Die Zuschreibung „griechisch-zypriotische Flüchtlinge“ ist eine Bezeichnung, die den Betroffenen aufgezwungen wurde und klare administrative und politische Konnotationen beinhaltet. Einerseits wird diese Zuschreibung als verkürzend und falsch empfunden, andererseits bestimmt sie die Zugänge zu gewissen Ressourcen – die durch die Außenzuordnung gewährt oder verboten sind. (Im Falle Zypers handelt es sich speziell um Zugang zu Wohnanlagen.) Mit der Zeit wurde das Label „Flüchtling“, welches ursprünglich eine administrative Identitätskonstruktion war, auch zu einer eher ambivalent empfundenen politischen Identität. Die Ambivalenz besteht darin, dass sie einerseits durch die negativen Konnotationen vom Staat als nicht positiv empfunden werden, die Aufgabe dieser Flüchtlingsidentität würde aber gleichzeitig das Eingeständnis mit sich tragen, dass man sich vollständig assimiliert hat und nie mehr in seinen Herkunftsort zurückkehren wird (Zetter 1991).

Liisa Malkki arbeitet in ihrer Studie über Hutu-Flüchtlinge in einem Flüchtlingslager in Tansania ebenfalls sehr häufig mit dem Begriff der Identität. Sie untersuchte die Prozesse der Identitätskonstruktion bei Flüchtlingen durch einen Vergleich zwischen jenen, die in einem Camp und jenen, die in einer kleinen Stadt untergebracht waren. Dabei ließen sich klare Unterschiede feststellen. Unter den sogenannten „camp-refugees“ ist eine besondere historisch legitimierte Identitätsvorstellung entstanden, wonach sich die Hutu als die ursprünglichen TrägerInnen der „Burundi-Nation“ betrachten. Im Unterschied dazu haben die „town-refugees“, die in der Stadtgemeinde Kigoma lebten, jegliche historisierte nationale Identität abgelehnt und in Frage gestellt. Sie wollten sich eher an das Aufnahmeland anpassen und lebten eine Art Kosmopolitismus, betrachteten sich als WeltbürgerInnen (Malkki 1996).

Diese beiden Beispiele zeigen deutlich, dass „Flüchtling“ keine einheitliche Identität darstellt und führt das Bild, das sich in unseren Köpfen gefestigt hat, ad absurdum.

Analysen von Flüchtlingsbewegungen – ein Schritt in Richtung Entproblematisierung

Saskia Sassen (1996) konstatiert, dass Flüchtlingsbewegungen nicht von den Fliehenden selbst verursacht werden, sondern von anderen Mächten.

Im internationalen Recht, in der Politik und im alltäglichen Diskurs sind die politischen und wirtschaftlichen Realitäten, die für die Existenz von Flüchtlingen und MigrantInnen verantwortlich sind, jedoch aus dem Blickfeld geraten.

Migrationsprozesse sind äußerst selektive Prozesse, nur ganz bestimmte Gruppen von Menschen verlassen ihre vertraute Umgebung („Heimat“) und sie gehen aus ganz bestimmten Gründen in ausgewählte Länder. Migrationswege haben eine erkennbare Struktur, die mit den

Beziehungen und Interaktionen zwischen Herkunfts- und Zielländern zusammenhängt.

Solange im allgemeinen Diskurs Armut und Drangsalierung in den Herkunftsländern als Ursache für Migration angeführt werden, bleiben die politischen Möglichkeiten, auf das Phänomen zu reagieren, begrenzt. Sassen führt weiter an, dass, wenn Verfolgungs-, Armuts- und Überbevölkerungstheorien nicht mehr als Grund für Wanderungsbewegungen herangezogen werden können, sehr schnell Metaphern und Bilder an ihre Stelle rücken, und zwar Metaphern von Invasion, Strömen, Wellen – alles Ausdrücke von Gewalt, der man sich nicht erwehren kann. Hingegen ließe eine Einwanderungspolitik, die es mit einem begrenzten Ereignis, einer strukturierten Erfahrung, einem steuerbaren Prozess zu tun hat, viel mehr Spielraum für Innovationen. Sassen versucht vor allem, an historischen Beispielen Strukturen und Prozesse von Wanderungsbewegungen herauszuarbeiten, um der Migration das Flair des Unvorhersehbaren, des Unkontrollierbaren etc. zu nehmen. Sie verwendet dafür Beispiele wie die Emigration von EuropäerInnen nach Amerika, die Mobilisierung ausländischer Arbeitskräfte einerseits während der Zeit des Kolonialismus, andererseits in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts nach Mitteleuropa usw. Sie stellt fest, dass sämtliche Migrationen in Strukturen gebettet waren, Umfang und Dauer der Bewegungen begrenzt und die geographische Richtung festgelegt waren.

Im Weiteren setzt sie sich mit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit auseinander – ein Thema, das in der Flüchtlingsforschung besonders aktuell ist. Letztlich münden laut Sassen alle Fragen in einer alles überspannenden Frage nach der Bedeutung von Grenzen – vor allem der widersprüchlichen Tendenzen, die jene umgeben. Öffnung der Grenzen in bestimmten Bereichen (Wirtschaft, EU, Schengener Ab-

kommen) auf der einen Seite und extreme und rigide Kontrollen der Grenzen auf der anderen Seite, um die Einreise von ImmigrantInnen und Flüchtlingen zu verhindern. Im Spiegel der Globalisierung, der weltweiten Vernetzung, des internationalen Waren- und Geldflusses, des Kultur- und Informationsaustausches scheinen die Bemühungen der Beendigung von Einwanderung paradox.

In der Einwanderungspolitik Mittel- und Westeuropas spielen die nationalstaatlichen Konzepte, die Vorstellung des homogenen Staates mit seinen Grenzen, noch immer eine enorme Rolle. Laut Sassen müsste die Einwanderungspolitik der raschen Internationalisierung der Wirtschaft und den damit einhergehenden Veränderungen in der Rolle des Staates Rechnung tragen.

Besonders in der Flüchtlings- und Asylpolitik zeigt sich, dass die 1921 in Genf formulierte Definition von Flüchtling (siehe oben) im heutigen Kontext der Geschehnisse viel zu eng gefasst – und niemals revidiert bzw. erweitert wurde. (Diese Definition bezieht sich im Grunde auf Menschen, die aus der gerade gegründeten UdSSR flüchteten.)

In den letzten 10 Jahren lässt sich ein Wandel des Flüchtlingsbegriffes erkennen. Die dafür verantwortlichen Gründe sind:

- Die im Wandel begriffene Rolle des Systems zwischenstaatlicher Beziehungen in einer zunehmend globaler werdenden Welt,
- die Notwendigkeit einer Veränderung der formalen Definition des „Flüchtlings“ nach dem Ende des „Kalten Krieges“ und
- die Verschiebung des Schauplatzes der großen Fluchtbewegungen von Europa nach Asien und Afrika.

Eine Definition von Flüchtling wird zusätzlich dadurch erschwert, dass im westeuropäischen Kontext zunehmend von getarnten WirtschaftsimmigrantInnen die Rede ist, wenn es um Flüchtlinge geht (Stichwort: Asylmissbrauch). Wer ist nun ein

Flüchtling? Ist wirtschaftliche Not als Folge von Krieg und Unterdrückung ein legitimer Fluchtgrund? Wer definiert, wer bestimmt, wer ein „echter“ Flüchtling ist?

Stellt man sich Fragen dieser Art, wird schnell klar, dass es nach wie vor Machtverhältnisse sind, die die Einwanderungs- und Asylpolitik maßgeblich bestimmen.

Exkurs – die besondere Situation von Frauen auf der Flucht

Schöttes und Treibel (1997) arbeiten über die Situation weiblicher Flüchtlinge, die besonders ambivalent und komplex ist. Wenn man die Ursachen von Flucht und deren Verlauf näher betrachtet, so erscheinen die Betroffenen als Opfer widriger Bedingungen – meist existenzbedrohende Umstände für die Frau selbst und oft auch ihre Kinder. Sie leiden unter Verfolgung aufgrund politischer Aktivitäten, aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu ethnischen oder religiösen Gruppen bzw. Minderheiten oder verwandtschaftlichen Beziehungen zu Oppositionellen. Oft wird auch sexuelle Misshandlung gezielt eingesetzt – vor allem gegen Frauen –, um Unterdrückungsmechanismen oder Verfolgungen durchzusetzen.

Speziell für Frauen geltende Normen und Gesetze tragen ebenfalls dazu bei, dass es bei Übertretungen zu massiven Menschenrechtsverletzungen kommt – z.B. Taliban in Pakistan mit den strikten Kleidungs Vorschriften, Witwenverbrennungen in Indien, Genitalverstümmelungen in Afrika oder auch Zwangsabtreibungen in China aufgrund der Ein-Kind-Politik etc.

Es gibt viele Frauen, die selbständig die Entscheidung zur Flucht treffen, viele sind aber auch gezwungen, ihrem Ehepartner oder ihrer Familie zu folgen. Dieser Umstand führte meist dazu, dass Frauen als Mitflüchtende betrachtet wurden und ihnen in der Forschung, aber vor allem auch in der Asylpolitik, wenig Beachtung geschenkt wurde.

Sie werden als politisch eher passiv eingeschätzt, und sexuelle Übergriffe werden meistens nicht explizit als politische Verfolgungsstrategie gewertet.

Die Tabuisierung von sexuellen Übergriffen – auch von den Frauen selbst z.B. aufgrund der fehlenden Rahmenbedingungen, um in einem geschützten Raum über solche traumatisierenden Erlebnisse sprechen zu können – erschwert die offizielle Anerkennung als Asylgrund. Nur staatliche Verfolgung spielt im (deutschen) Asylverfahren eine Rolle, Verfolgung im privaten Bereich sowie sexuelle Ausbeutung werden oftmals nicht als asylrelevant aner-

kannt. Patriarchale und sexistische Wertvorstellungen sind keineswegs nur auf die Herkunftsländer beschränkt, sie setzen sich massiv im Asylverfahren und im Umgang mit den weiblichen Flüchtlingen in den Aufnahmeländern fort.

Es sei jedoch Vorsicht davor geboten, Flüchtlinge – männlich oder weiblich – als passive Opfer zu sehen. Vielmehr ist es wichtig und vor allem auch zielführender, sie als Handelnde, aktive BürgerInnen zu betrachten, die ihr Leben im Exil neu gestalten wollen und müssen – hier ist meines Erachtens der Punkt, an dem konkrete Hilfe dann ansetzen kann und soll.

LITERATUR

S. BINDER, Kindergruppe Schmetterling-Leptir. Eine ethnologische Untersuchung zu Integration und interkulturellem Zusammenleben am Beispiel eines österreichisch-bosnischen Integrationsprojektes. Diplomarbeit, Wien 1998.

Th. FAIST, Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten?, in: Pries/Ludger, Transnationale Migration. Baden Baden 1997.

A. GUPTA/J. FERGUSON (Hg.), Culture, Power and Place: Explorations in Critical Anthropology. London 1997.

B. HARRELL-BOND, Refugees and the Challenge of Reconstructing Communities through Aid, in: R. Jambre, Ć-Kirin/M. Povržanović, War, Exile, Everyday Life: Cultural Perspectives. Zagreb 1996.

B. HARRELL-BOND/L. MOHANNAN, The Sociology of Involuntary Migration, in: Current Sociology, Anthropology and the Study of Refugees 36/2/1988. Sage Publication.

R. KRULFELD/J. L. MAC DONALD, Power, Ethics and Human Rights, in: Anthropological Studies of Refugee Research and Action. Boston 1998.

L. MALKKI, The Rooting of Peoples and the Territorialization of National Identity among Scholars of Refugees, in: A. Gupta/J. Ferguson (Hg.), Culture, Power and Place: Explorations in Critical Anthropology. London 1997.

L. MALKKI, Purity and Exile: Violence, Memory and National Comology among Hutu-Refugees in Tanzania. Chicago 1996.

Ch. PARNREITER, Migration und Arbeitsteilung. AusländerInnenbeschäftigung in der Weltwirtschaftskrise. Wien 1994.

A. PORTES/M.P. FERNÁNDEZ KELLY, Images of Movement in a Changing World, in: H. Entzinger/J. Carter (Hg.), International Review of a Comparative Public Policy, Immigration in Western Democracies. Volume 1. Greenwich 1989.

L. PRIES, Transnationale Migration. Baden Baden 1997.

S. SASSEN, Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Frankfurt a. M. 1996.

M. SCHÖTTES/A. TREIBEL, Frauen – Flucht – Migration. Wandlungsmotive von Frauen und Aufnahmesituation in Deutschland, in: L. Pries (Hg.), Transnationale Migration. Baden Baden 1997.

J. TO, „Ic“, Flucht in die Heimat. Krajina-Serben nach dem Exodus. Wien 1999.

R. ZETTER, Labelling Refugees: Forming and Transforming a Bureaucratic Identity. In: Journal of Refugee Studies. Vol 4/1. Oxford 1991.

Der Balkan: Toleranz, Großzügigkeit und liebenswerte Menschen

Der „Balkan“ – beliebtes Schimpfwort und Synonym für vieles, das falsch

läuft in Europa und in der Welt. Diese Herabwürdigung haben weder die Region noch ihre Menschen verdient. Dies aus mehrlei Gründen:

- Erstens: Diese Balkanisierung des Balkans ist unlauter. Ich habe vor, Teile meines Lebensabends dort zu verbringen, und – wenngleich diese Zeit noch weit vor mir liegt – ich möchte darauf Wert legen, dass ich dies in der europäischen Zivilisation tun werde.
- Zweitens: Mich stört, dass – abgesehen davon, dass es völlig abzulehnen ist, Kulturen zu bewerten – man eine vage Balkanmasse (zumeist zusammengefasst unter: „Die-da-Unten“) mit dem Etikett des Negativen versieht. Der Balkan unterscheidet sich natürlich vom Nordwesten Europas oder von der Iberischen Halbinsel, aber nie käme es mir in den Sinn, diese europäischen Kulturzonen bewerten oder gewichten zu wollen.
- Drittens: Zudem existiert eine Balkankultur schlechterdings nicht, sondern es gilt einerseits, verschiedene Balkankulturen voneinander zu unterscheiden, andererseits aber auch, die vielen bestehenden Gemeinsamkeiten nicht zu übersehen. Auch eine gemeinsame balkanische Mentalität existiert nicht – und sie hat wahrscheinlich auch nie existiert. Es gibt sie, vielleicht auch als Wunschvorstellung und Projektion, lediglich in unseren Köpfen.
- Viertens: Die Geschichte des Balkans verlief nicht blutiger als die Geschichte anderer europäischer Regionen. Würde sich jemand der Mühe unterziehen, die Friedens- und Kriegsjahre in verschiedenen europäischen Regionen gegeneinander aufzuwiegen – das Ergebnis wäre wahrscheinlich erstaunlich und würde das Vorurteil des kriegerischen Balkan entkräften. Kein Krieg ist edel; die Kriege, die auf dem Balkan geführt wurden, waren

gewiss grausam, aber hat es jemals einen aufgrund seiner industriell organisierten Tötung grausameren und hinterhältigeren Krieg als den von Nazi-Deutschland und seinen Verbündeten gegeben? Wohl nicht.

- Fünftens: Wenn das Böse dieser vermeintlich umfassenden Balkanmentalität dingfest gemacht werden soll, dann kommen „die Jugos“ (wenn das Gespräch auf Wirtshausstamm-tischebene geführt wird) oder auf einer semi-intellektuellen Ebene, wo diverse „Jugo“-völker bereits voneinander unterschieden werden können, die Serben ziemlich schlecht weg. Es ist unglaublich, wie stabil Vorurteile sein können und wie sehr die Gegnerschaft im Ersten Weltkrieg die Menschen noch heute in ihrem Denken bestimmt.

Es ist schade, dass ein solcher verengter und verzerrter Blick auf den Balkan, seine Menschen und seine Kulturen vorherrscht – schade, weil er erstens einseitig ist und zweitens uns die Chance nimmt, eine Welt näher kennen zu lernen, die sehr lebenswert ist, mit Menschen, die im Allgemeinen das Prädikat „liebenswert“ verdienen. Sie weisen Eigenschaften auf, die die Brille des Krieges und des Schädlichen, durch die wir den Balkan gewöhnlich sehen, nicht zulässt, ausblendet. Mit einigen wenigen dieser gewöhnlich ausgeblendeten Eigenschaften wollen wir uns beschäftigen. Eine Bewertung soll damit nicht einhergehen.

Ich bin seit nunmehr rund 25 Jahren mehr oder weniger regelmäßig in verschiedenen Balkanregionen unterwegs, am Anfang mit dem oberflächlichen, nichtsverstehenden Blick des jungen Oststeirers, der seinen oststeirischen Horizont selten verlassen und die Welt an

den Standards des Oststeirischen gemessen hatte. Dann kam der Spracherwerb – damals hat man noch eine Sprache namens „Serbokroatisch“ gelernt – und eine immer dichter werdende Verstrickung in den Balkan, später die Dissertation, die mich an die Archive Sarajevos band; es folgten Forschung in, und Lehre über diesen Teil Europas; schließlich viele Aufenthalte in Albanien, Jugoslawien, Bulgarien und Griechenland. Ich habe in dieser Zeit viel über die Menschen des Balkans gelernt, aber noch so vieles erscheint mir gleichzeitig unbekannt. Dennoch ist eines sicher: Ich liebe den Balkan, und zwar genau unter dieser Bezeichnung, denn trotz seiner vagen Verortung – die Gebiete südlich/südöstlich von Karlovac mögen als Definition genügen – spricht er eine emotionale Seite an, die ein Begriff wie „Südosteuropa“ nicht anzusprechen vermag, eine Seite, die man nur zu verstehen imstande ist, wenn man seine persönlichen Erfahrungen gemacht hat. Meine Erfahrungen sind nicht zu verallgemeinern, schon gar nicht in einer geschlechterbezogenen Perspektive. Den Balkan repräsentieren patriarchale Gesellschaften mit ihren polarisierten Geschlechterrollen, wodurch männliche und weibliche Erfahrungen und Erfahrungsmöglichkeiten sehr unterschiedlich sein können.

Ich möchte vorerst auf vier Beobachtungen eingehen, die zum Teil tiefe historische Wurzeln aufweisen: Toleranz, Großzügigkeit, familiäre Beziehungsstärke und eine Abwehr „von oben“ verordneter Pflichten und Disziplinierungsversuche. Schließlich möchte ich zwei Phänomene aufgreifen, die in der Modernisierung der traditionellen Balkangesellschaften im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurzeln: emanzipierte Frauen und geistvolle Intellektuelle.

Toleranz

Die Ereignisse der letzten Jahre verdecken den Umstand, dass die Menschen des Balkans in religiöser

und ethnischer Hinsicht im Allgemeinen tolerante Menschen sind. Viele Städte des Balkans sind national und religiös stark gemischt. Architektonisch manifestiert sich dies am deutlichsten, wenn muslimische Moschee, orthodoxe Kirche und jüdische Gebetsstätte in Sichtweise nebeneinander stehen. Dies manifestiert sich auch in vielen ländlichen Gebieten, wo wir topographische Anschriften etwa in drei Sprachen vorfinden können. Ich erwähne dies deshalb, weil wir in Österreich oder besser in Kärnten in den siebziger Jahren den sogenannten „Ortstafelsturm“ gegen die Errichtung zweisprachiger Ortsangaben in den gemischten deutsch- und slowenischsprachigen Gebieten erlebt haben. Auf dem Balkan ist dies normal, und üblicherweise kommt es dadurch zu keinen Problemen. Und weil Serbien immer wieder als der Bösewicht vom Balkan dargestellt wird: In seiner nordöstlichen Provinz Vojvodina leben weit mehr als zwanzig nationale Gruppen zusammen – und sie leben nicht schlecht zusammen, trotz aller politischer und wirtschaftlicher Probleme, die es in diesem Land im vergangenen Jahrzehnt gegeben hat. Obwohl der Vojvodina parallel zum Kosovo die Autonomierechte aberkannt worden sind, funktioniert das Zusammenleben in dieser multiethnischen Region verhältnismäßig reibungslos. Dies hat vor allem damit zu tun, dass die gewöhnlichen Menschen die nötige Toleranz dafür aufbringen. Ähnliches ließe sich auch für andere multiethnische Regionen des Balkans bestätigen. Natürlich gibt es auch negative Beispiele: der im Verlauf des 20. Jahrhunderts einige Male eskalierende Konflikt zwischen Bulgarien und seiner türkischen Minderheit oder die sich erst seit kurzem lockernde Unterdrückung der slawischen Minderheit in Nordgriechenland. Zu Problemen kam und kommt es gewöhnlich dann, wenn sich die Politik negativ in die Beziehung zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen

einmischt.

Diese grundsätzliche Toleranz hat tiefe historische Wurzeln. Für unsere Betrachtungen reicht es, in die Zeit der osmanischen Herrschaft zurückzublenden. Etwa ein halbes Jahrtausend herrschte dieses auf muslimischer Grundlage beruhende Reich über weite Teile des Balkans und prägte die Menschen und ihre Haltung maßgeblich. Ganz entgegen den bei uns vorherrschenden Vorstellungen war dieses Reich auch auf dem Gedanken der Toleranz gegenüber andersgläubigen oder nicht-türkischen Bewohnern aufgebaut. Im völligen Unterschied zum Habsburgerreich, das die religiöse Homogenisierung zum Prinzip erhoben hatte, ließ das Herrschaftssystem der Osmanen die Heterogenität in religiöser und ethnischer Hinsicht bestehen. Natürlich war auch diese Politik nicht ohne Probleme, zumal es die nichtmuslimische Bevölkerung von der Möglichkeit des sozialen Aufstiegs fernhielt – ein Umstand, der noch heute negative Auswirkungen zeitigt. Die Städte des Balkans ebenso wie viele ländliche Regionen wurden durch den Zuzug muslimischer Bevölkerung, aber auch durch den migrationsbedingten Zuzug aus anderen Teilen des Reichs zu multireligiösen Zentren – gegliedert nach Stadtvierteln auf konfessioneller Grundlage. So blieben zwar die Wohnhäuser relativ streng separiert, aber die Kontakte zwischen den religiösen und ethnischen Gruppen entwickelten sich vielfältig, was zu gegenseitiger kultureller Beeinflussung, zu alltagsbedingten Hybridisierungs- und Überschneidungsflächen führte. Darauf verweisen, zumeist in erstauntem Ton, viele ethnographische Berichte: Die Geschichten über Christen, die die hohen muslimischen Festtage mitbegingen und umgekehrt, der sterbensranke Alte, der sich den letzten Segen von einem muslimischen Priester verabreichen lässt, weil sein katholischer oder orthodoxer Amtskollege nicht zugegen war, gehören zu den klassischen Mustern

dieses Genres.

Man wird über das Osmanische Reich manche negative Einschätzung teilen können, und schließlich ist es auch an seinen inneren Widersprüchen nach langem Siechtum zu Beginn des 20. Jahrhunderts zugrundegegangen. Diese positive Errungenschaft der Toleranz jener Zeit, die vielleicht auch nur Ausdruck von Ignoranz des Differenten ist, blieb jedoch bis heute erhalten – wenngleich sie, die letzten Kriege zeigen dies ganz deutlich, bisweilen auf eine harte Probe gestellt wird.

Großzügigkeit

Ich war lange Zeit über eine mir nicht auflösbare Widersprüchlichkeit erstaunt. Die Menschen in den Balkangebieten sind gewöhnlich nicht begütert, im Gegenteil, üblicherweise reicht das Erwirtschaftete gerade irgendwie zum Überleben, und in wirtschaftlich guten Zeiten oder aufgrund glücklicher Umstände reicht es hin und wieder für einen Urlaub am Meer oder eine kleine Reise. In den Jahren seit 1989 ist – von Griechenland abgesehen – die ökonomische Situation für die meisten Familien nicht gerade besser geworden.

Wenn wir etwas plakativ argumentieren, dann können wir in Europa zwei gegensätzliche Pole in puncto Haltung gegenüber Geld und dem Materiellen unterscheiden: einerseits die protestantische Zone des rational kalkulierenden, entbehrungsbereiten, sich selbst nicht schonenden Alltagskapitalisten (ich hoffe Max Weber würde mir meine triviale Auslegung seiner Kapitalismusanalyse verzeihen), andererseits die balkanische Zone der zwar auch rational kalkulierenden, aber letztlich doch emotional handelnden, keineswegs entbehrungsbereiten, sich selbst nach Möglichkeit schonenden Alltags-Möchtegernkapitalisten. Man könnte das Gefühl bekommen, die Menschen auf dem Balkan – diesbezüglich sind die Männer angesprochen – neigen

permanent zum Potlach. Sitzt man tagsüber oder nächtens irgendwo zwischen Karlovac und Athen in einer „Bar“ oder einem Kaffeehaus – abgesehen von solchen, die in erster Linie von unter 20-jährigen frequentiert werden, und deren gibt es nicht wenige –, könnte man den Eindruck erlangen, es gebe nichts Ehrenhafteres als scheinbar Dahergelaufene auf Kaffee, Bier oder *Raki* (Tresternschnaps) einzuladen (bei genauerem Nachfragen stellt sich dann heraus, dass es sich bei den „Dahergelaufenen“ um Verwandte des Gönners handelt).

Hochzeiten sind eine andere Gelegenheit, demonstrativ Großzügigkeit zur Schau zu stellen. Ich war zu Hochzeiten eingeladen, auf denen ein, zwei Tage lang unglaublich gevöllert wurde. Alle nur erdenklichen Üppigkeiten, die der Balkan zu bieten hat, kamen dabei auf den Tisch. Man hätte den Eindruck von vorhandenem Wohlstand der beiden involvierten Familien gewinnen können, wären da nicht verschiedene Details gewesen, die anderes vermuten ließen. Bei Recherchen stellte sich heraus, dass für die Hochzeit über Jahre *Raki* angespart wurde und alle Geldreserven der Verwandtschaft mobilisiert wurden, um sie dann binnen weniger Stunden zum Fenster hinauszuerwerfen.

Diese Großzügigkeit hat viel mit Ehre zu tun. WissenschaftlerInnen bezeichnen diese Art des Umgangs mit Geld und Gütern als „emotionale Reziprozität“ – im Unterschied zur „rationalen Reziprozität“, die unserer Gesellschaft angeblich eigen sein soll. Rationale Reziprozität ist jene von kalkuliertem Geben und Nehmen: Ich helfe dir, du hilfst mir, ich lade dich zum Essen ein, du bringst mir ein kleines Geschenk mit. Nicht dass es diese Art von Kompensation auf dem Balkan nicht geben würde, aber daneben ist die emotionale Reziprozität stark ausgebildet. Viel zu geben, ohne Hoffnung auf eine direkte oder indirekte Kompensation, kann etwas einbringen, das von unschätzbbarer Bedeutung,

nämlich von Ehre, ist. „Ehre kann man nicht kaufen“ lautet hierzulande ein weiser Spruch. Dies trifft auch für den Balkan zu: Mit Geld allein ist es nicht getan, auch Großzügigkeit muss man in vielfältigsten Situationen walten lassen.

Diese Geringschätzung einer Sparefrohhaltung hat allerdings auch Gründe, die auf historischen und gegenwärtigen Erfahrungen beruhen. Eine Mentalität des Sparens kann sich nur in einem Rahmen kalkulierbarer Sicherheit entwickeln. Ohne auf Details einzugehen, können wir festhalten, dass das Osmanische Reich einen solchen Rahmen nicht bot. Im landwirtschaftlichen Sektor war es vielfach so, dass eine höhere Ernte nicht den Wohlstand der bäuerlichen Familie mehrte, sondern zu erhöhten Abgabeleistungen führte. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts haben die Menschen des Balkans so zahlreiche politische Umbrüche und Inflationen erlebt und so geringe Sicherheit, dass es nahe liegend erscheint, das Geld auszugeben, solange man etwas davon hat.

Familiale Geborgenheit

Eine der ersten und einprägsamsten Erfahrungen, die man auf dem Balkan machen kann, ist die Geborgenheit der Menschen im Netzwerk von Familie und Verwandtschaft. Dies trifft grundsätzlich auf alle Alterskategorien zu, von frühen Kindheitstagen bis in das hohe Alter. Trotz aller Modernisierungstendenzen, die sich zuallererst in den Städten durchsetzen, sind Phänomene wie der unverheiratete Single oder alleinerziehende Elternteile eine Randerscheinung. Noch immer gilt als Regel, dass man zu Heiratsvorbereitungen schreitet, sobald ein Kind erwartet wird; die Zahl der unehelich geborenen Kinder ist im europäischen Vergleich relativ niedrig. Die Scheidungsraten sind zwar auch hier steigend, aber sie erreichen bei weitem nicht die in Zentral- und Westeuropa vorherrschenden Werte.

Der Druck der Familie sorgt sowohl für rasche Heirat als auch für eine relativ niedrige Scheidungsrate.

Was auf der einen Seite Geborgenheit in Familie und Verwandtschaft bedeutet, heißt auf der anderen Seite starke soziale Kontrolle der jüngeren durch die ältere Generation. Deren Formen unterscheiden sich auf dem Land und in der Stadt sowie in den verschiedenen Milieus. Ist es auf dem Land vielfach ein verheirateter Sohn / eine verheiratete Tochter, die im Haus der Eltern verbleibt und sie versorgt, so ist in der Stadt vielfach das umgekehrte Phänomen zu beobachten: unverheiratete Kinder verbleiben vielfach bis zu einem Alter über 30 in der elterlichen Wohnung und genießen die (zumeist) mütterlichen Serviceleistungen.

Für diese Betonung der familialen und verwandtschaftlichen Beziehungen sind einige historische Ursachen auszumachen. Soweit das spärliche historisch-demographische Quellenmaterial eine Rekonstruktion von Familienstrukturen überhaupt zulässt – dies ist mit einiger Verlässlichkeit bis in das 17. Jahrhundert zurück möglich – können wir eine Tendenz zur Bildung größerer Familienkomplexe feststellen, die sich um die Männergruppe (in erster Linie Vater und Söhne) herausbildeten. Solche komplexe Familienkonstellationen konnten sehr umfangreich sein und bisweilen mehr als hundert Mitglieder umfassen. Die historischen Ursachen für deren Entstehung sind mannigfaltig: einerseits ein Erbprinzip, das den gleichberechtigten männlichen Erbgang vorsah und unter bestimmten Ursachen (Voraussetzungen) dazu führte, dass Männer von der Erbteilung absahen, im gemeinsamen Haus verblieben und ihre Frauen einheirateten; andererseits förderte die Weidewirtschaft in den Gebirgen die Herausbildung umfangreicherer Familienkomplexe; schließlich war es die vor allem auch in den Gebirgen vorherrschende Unsicherheit, die die Familie zu

einer wichtigen Schutzorganisation werden ließ.

Es ist aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar, wie das Leben in derartig umfangreichen Familienverbänden abgelaufen ist. Es bedurfte jedenfalls einer strengen Hierarchie und einer widerstandlosen Unterordnung des einzelnen Mitglieds unter die Entscheidung des Haushaltsvorstandes. Gleichzeitig muss es für die Kinder eine spannende Sozialisationsphase gewesen sein, mit, sagen wir, zwanzig Gleichaltrigen im Familienverband aufzuwachsen, Rücksicht nehmen zu lernen, Hierarchien zu respektieren, gleichzeitig zu versuchen die individuellen Spielräume auszudehnen und nach außen hin den Schutz und die Solidarität der ganzen Gruppe genießen zu können.

Natürlich haben sich insbesondere im Verlauf des 20. Jahrhunderts die allgemeinen Rahmenbedingungen gegen das Weiterbestehen derartiger Familienkomplexe gewendet, und heute sind beinahe alle verschwunden. Die starke emotionale Verbundenheit der Familienmitglieder untereinander, die selbst dann weiterbestand, wenn sich einzelne Mitglieder auf Arbeitsmigration in das ferne Ausland begaben, blieb allerdings bis in die Gegenwart erhalten,

Skepsis gegenüber staatlichen Institutionen

Auf dem Balkan scheitern viele bürokratische Maßnahmen und Entscheidungen nicht am offenen Widerstand von Bürgerinnen und Bürgern, sondern weil sie entweder ignoriert oder einfach unterlaufen werden. Unsere zentral- und westeuropäischen Gesellschaften zeichnen sich seit einigen Jahrhunderten durch eine wenn auch nicht widersprüchliche Symbiose von Bürokratie und Untertanen bzw. später den Bürgerinnen und Bürgern aus. Diese Beziehung ist dadurch charakterisiert, dass Herrschaft und Durchsetzungskapazität

der Administration schließlich akzeptiert wurden und die Bürokratie als Gegenleistung eine gewisse Gerechtigkeit in ihren Entscheidungen walten lässt. Ermöglicht wurde dies u.a. dadurch, dass auch die BürokratiInnen der unteren Ränge von ihrer beruflichen Tätigkeit leben können – ein Professionalisierungsprozess, der gute und schlechte Seiten hervorgebracht hat. Eine der guten ist die Gewährleistung einer gewissen Verlässlichkeit in den bürokratischen Vorgängen, eine der schlechten ist, dass die Macht der Bürokratie ein Eigenleben entfaltet und dass dieses von uns, den Bürgerinnen und Bürgern, akzeptiert wird.

Auf dem Balkan ist die Skepsis gegenüber der Bürokratie und den staatlichen Institutionen wach geblieben. Die Menschen haben hier mit den sie regierenden Staaten auch ganz andere historische Erfahrungen gemacht, die dazu führten, dass es den Untertanen stets angebrachter erschien, die Bürokratie nach Möglichkeit zu hintergehen, sich ihr jedenfalls nicht loyal zu unterwerfen. Dabei war die osmanische Administration in der ersten Phase ihrer Herrschaft über die Balkangebiete gut organisiert und sie handelte – wenn man den Quellen Glauben schenken darf – auch den nichtmuslimischen Untertanen gegenüber korrekt. Dies änderte sich jedoch im Verlauf des 18. Jahrhunderts grundlegend. Es kam zu verstärkten Dezentralisierungstendenzen, und die Verwaltungseffizienz sank rapide ab; Aufstände der christlichen Bevölkerungen begannen sich zu mehren. Diese Aufstände waren nicht grundsätzlich gegen die osmanische Herrschaft gerichtet, sondern gegen die Auswüchse der Verwaltung und die Willkür der eingetriebenen Steuerleistungen. Es waren nicht primär nationale Befreiungsideologien, die die Menschen des Balkans gegen die osmanischen Herrscher protestieren ließen, sondern Missstände und Misswirtschaft. So lernten die Menschen ihre historischen Lektionen hinsichtlich einer

feindlichen Beziehung zwischen sich und der Bürokratie.

An diesen Beziehungen änderte sich auch nicht viel, als im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die osmanische von nationalen Bürokratien abgelöst wurde. Ebenso schlecht bezahlt wie die osmanische und ähnlich schlecht ausgebildet wie diese war sie empfänglich für Benefizien aller Art. Eine autonome und unabhängige Existenz wurde ihr nicht zugestanden. Der Weg in den Staatsdienst führte vielfach über die nepotistischen Netzwerke siegreicher Kandidaten für ein Abgeordnetenmandat im Parlament. Nach Wahlen wurde oft ein Großteil der Bürokratie durch eine neue Garnitur von Günstlingen ersetzt.

In der sozialistischen Periode änderten sich zwar die Vorzeichen, aber das Prinzip des Primats politischer Interessen über eine unabhängige und den Gesetzen gehorchende Bürokratie blieb erhalten. Nun waren es ideologische Begründungen, die zum Austausch von bürokratischen „Kadern“ führten; Vertrauen in die sozialistische Bürokratie zu gewinnen, war auch nicht einfach, trat sie doch der Bevölkerung gegenüber ideologisch motiviert auf, was nicht wenigen viele Jahre in Arbeitslagern und Gefängnissen einbrachte.

Kurz und gut: die Geschichte hat die Menschen gelehrt, der Bürokratie mit skeptischer Aufmerksamkeit gegenüberzutreten und ihr nicht blindes Vertrauen zu schenken. Die Bürokratie zu überlisten oder zu umgehen, stellt eine einfache Strategie einfacher Menschen dar. Unter den gegebenen Umständen ist sie wahrscheinlich nicht richtig. Probleme entstehen dann, wenn die Menschen des Balkans in Auseinandersetzung mit unserer von ihren Erfahrungen abweichenden Traditionen von Bürokratie geraten. Denn unsere Bürokratie schätzt es ganz und gar nicht, umgangen zu werden; auf der anderen Seite haben diese Menschen gerade mit jenen administrativen Sektoren zu tun,

die nicht gerade ob ihres feinfühligsten Umgangs mit ihren Klienten bekannt sind. Es gilt also, diese Reserviertheit gegenüber staatlichen Institutionen zu verstehen, andererseits könnten wir einiges davon lernen.

Interessantes Phänomen der Moderne: die Frauenbewegung und die Intellektuellen

Der Balkan ging als eine Gesellschaft in das 20. Jahrhundert, die durch und durch bäuerlich und patriarchal strukturiert war. Die patriarchalen Strukturen wiesen den Männern die Macht in den Familien, über die Frauen und die Sphäre des Öffentlichen zu. Diese auf dem Gewohnheitsrecht beruhenden Regelungen wurden erst sukzessive im Verlauf des 19., verstärkt im 20. Jahrhundert durch die staatlichen Gesetze in Frage gestellt. Die patriarchalen Strukturen waren auch deshalb so langlebig, weil sie auf einer homogenen bäuerlichen Bevölkerung aufbauten, die zu Beginn unseres Jahrhunderts in vielen Gebieten rund 80 Prozent der Bevölkerung ausmachte. Es ist klar, dass in solcherart charakterisierten Gesellschaften Frauen und Intellektuelle es besonders schwer haben, sich durchzusetzen.

Das Erstaunliche an den Balkangesellschaften ist – und dies ist einer von vielen Gründen, weshalb ich sie schätze und liebe –, dass sie soviel an Kreativität zu entfalten vermögen, dass selbst aus offensichtlich misslichen Situationen erstaunliche Lösungen zu entstehen vermögen. Als die Balkanstaaten im Verlauf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erlangten, standen sie vor dem Dilemma, dass sie über keine Schicht akademisch ausgebildeter Spitzenkräfte verfügten, die in erster Linie für führende Positionen in der Verwaltung, in den Bildungsinstitutionen sowie für die Entfaltung von Kunst und Kultur vonnöten gewesen wären. Es ist interessant zu verfolgen, wie es vorerst

nur eine kleine Gruppe von Studenten war, die ihre Ausbildung in Paris, Moskau oder an einer der Universitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie erhielten und wie diese dann an der Gestaltung ihrer jungen Staaten mitwirkten. Ich möchte nur den serbischen Humangeographen Jovan Cijic erwähnen. Er studierte gegen Ende des 19. Jahrhunderts an der Universität Wien Geographie und schloss sein Studium mit einer Dissertation über das „Karstphänomen“ ab. Nach seiner Rückkehr nach Belgrad baute er zu Beginn des 20. Jahrhunderts Geographie als universitäres Studienfach auf, begründete ein spezifisches Genre ethnographischer Studien, war an der Begründung der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste mitbeteiligt und wurde in den zwanziger Jahren ihr langjähriger Präsident.

Ähnlich wie Cijic prägten viele andere herausragende Persönlichkeiten das intellektuelle Klima. Dies setzte sich in der sozialistischen Zeit fort. Besonders im ehemaligen Jugoslawien konnte sich aus dem Umstand, dass das Land offen war und viele ihr Studium oder Teile ihres Studiums im Ausland absolviert hatten, eine interessante intellektuelle Szene etablieren. So hatte die internationale 68er Bewegung auch auf Jugoslawien übergeschwappt und zu äußerst interessanten intellektuellen und ideologischen Auseinandersetzungen geführt. Selbst heute, nach zehn Jahren an Krisen, Kriegen, des Embargos und intellektuellen Ausverkaufs lohnt es sich nach Belgrad zu gehen, etwa an die Philosophische Fakultät, wo man – z.B. im Rahmen der „Alternativen Universität“ – intellektuelle Auseinandersetzungen auf hohem Niveau vorfinden wird.

Ähnliches trifft auch auf die Frauenbewegung zu. Sie hatte es natürlich schwieriger, sich zu etablieren, da Frauen lange von Studien und höherer Ausbildung ferngehalten wurden. Dennoch lassen sich die Anfänge (zumeist in Form von Lesever-

einen) bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Ihr Durchbruch, aber zugleich auch eine sie lähmende Institutionalisierung erfolgte mit der Machtübernahme der kommunistischen Parteien, die energisch daran gingen, die patriarchalen Strukturen anzugreifen und ein neues Frauen- und Familienideal zu begründen. Frauen wurden in den Arbeitsprozess integriert, in großer Zahl in die Parlamente entsandt, und in der Gesetzgebung wurde die Gleichberechtigung festgeschrieben. Wenngleich die Institutionalisierung der Frauenbewegung im Rahmen der von den kommunistischen Parteien kontrollierten Massenbewegungen letztlich eine Domestizierung durch die Parteien bedeutete, so ist es für mich immer wieder erstaunlich, dass sich doch in kurzer Zeit und unter den Bedingungen von noch immer patriarchal ausgerichteten Gesellschaften so viele derartig mutige, selbstbewusste, autonom agierende, emanzipierte Frauen gesellschaftsverändernde Aktivitäten entfalten konnten und können – und ich habe manchmal das Gefühl, sie haben einen größeren Anteil als bei uns.

Und so drängt sich mir immer dringlicher die nur scheinbar paradoxe Einsicht auf, dass ich in Österreich für die Ausübung meiner beruflichen Tätigkeit zwar äußerst gute Rahmenbedingungen vorfinde – und diese wirklich hoch schätze –, aber leben, richtig leben kann ich nur, oder beinahe nur, auf dem Balkan.

Beatrix Mandl
Hanna-Maria Suschnig

work in progress – Bösewichte und Barbaren go online Berichte und offene Fragen zum fächerverbindenden Projektunterricht

Ziele des Projektunterrichts

- Eigene Fähigkeiten und Bedürfnisse erkennen und weiterentwickeln
- Autonomes Lernen und Handeln
- Handlungsbereitschaft entwickeln und Verantwortung übernehmen
- Ein weltoffenes, gesellschaftlich-historisches Problembewusstsein ausbilden
- Probleme erkennen, strukturieren und kreative Lösungsstrategien entwickeln
- Kommunikative und kooperative Kompetenzen sowie Konfliktfähigkeit entwickeln
- Organisatorische Zusammenhänge greifen und gestalten

1) Projektunterricht und neue Medien

Computer und Internet stellen der Schule eine neue Infrastruktur zur Verfügung, die es SchülerInnen und LehrerInnen ermöglicht, individuelle Schritte auf dem Weg zu angestrebten Lernzielen zu gehen. Neben der Informationsbeschaffung durch CD-ROMs und Internetrecherche und den Möglichkeiten der direkten Kommunikation mit

Zitate 3A

„Ich finde, durch die Projektarbeit haben wir unsere Klassengemeinschaft verbessert.“

„Man muss selbst planen und entscheiden.“

„Projekte sind manchmal ziemlich anstrengend, aber interessant.“

„Das Projekt ins Internet stellen ist total unnötig, da sowieso keiner auf die Homepage schaut.“

„... außerdem hatte jede eine Aufgabe die sie zugewiesen hatte, zu erledigen und deshalb sind wir schon ziemlich weit.“

„Man lernt das Internet genauer kennen.“

ExpertInnen aus Bereichen der Wissenschaften und der Wirtschaft per e-mail kommt den neuen Medien im Projektunterricht auch eine innovative Rolle bei der Präsentation von Projektergebnissen zu. Die Gestaltung von eigenen Web-Sites erfreut sich bei Unter- und OberstufenschülerInnen immer größerer Beliebtheit.

Im letzten Schuljahr wurde unter maßgeblicher Beteiligung von SchülerInnen diverser Oberstu-

fenklassen die Homepage unserer Schule eingerichtet (www.grg10laa.asn-wien.ac.at) Im Bereich *Lernzonen* werden Unterrichtsprojekte des jeweiligen Schuljahres vorgestellt. Einige besonders engagierte SchülerInnen dieser Gruppe betreuen seit her die Homepage und kümmern sich darum, dass sie ständig durch neue Inhalte wie beispielsweise Projektpräsentationen aktualisiert wird.

Aufbauend auf die langjährige Tradition unserer Schule, bevorzugt fächerverbindend und projektorientiert zu unterrichten, entschlossen wir uns auch dieses Jahr, mit einer Klasse ein größeres Projektvorhaben zu starten. Auf den folgenden Seiten sollen Erfahrungen, die Schülerinnen einer 3. Klasse AHS bei der Umsetzung ihrer Ideen für die Veröffentlichung von Projektergebnissen im Internet machten und machen, dargestellt werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Reflexion über die Gratwanderung zwischen den kreativen Vorstellungen der Schülerinnen einerseits und den technischen und organisatorischen Rahmenbedingungen, die ihren Handlungsspielraum beeinflussen, andererseits.

2) Projektvoraussetzungen und erste Phase des Projekts

Die 21 Mädchen der 3A waren von Anfang an begeistert davon, an einem Projekt zur außereuropäischen Geschichte mit Studentinnen der Fachdidaktik teilnehmen zu können. Diese begleiteten den ersten Teil des Projekts, stellten den Mädchen 16 verschiedene Themenkreise unter dem Blickpunkt „*Bösewichte und Barbaren*“ vor und unterstützten



Projektpräsentation der Kleopatragruppe

die Gruppen bis zum Zeitpunkt der Präsentation für die Eltern.

Spannend war dabei für uns die Themenauswahl, die letztlich getroffen wurde: Statt sich mit den klischeehaften Bösewichten und Barbaren wie den Hunnen, den Mongolen oder den Hottentotten zu beschäftigen, wollten sich die Mädchen mit Kleopatra, den Amazonen und den Aborigines auseinandersetzen. Mit Sicherheit handelte es sich hier um eine geschlechtsspezifische Entscheidung: Die Mädchen sind sich sehr bewusst, dass die Geschichte, wie sie sie hören, eine sehr männlich dominierte Wissenschaft ist und sie fordern im Unterricht immer wieder ein, sich auch mit der Frauengeschichte der jeweiligen Zeit zu beschäftigen.

Die Gruppe, die das Amazonenthema wählte, tat dies unter dem erklärten Gesichtspunkt, dass „das Frauen waren, die kämpfen konnten und vor denen die Männer Angst hatten“. Die Mädchen waren zu diesem Zeitpunkt noch sicher, dass es die Amazonen tatsächlich gegeben habe

und sie wollten möglichst viel über sie erfahren.

Auch jene Mädchen, die Kleopatra

in den Mittelpunkt stellten, waren sich schon am Anfang im Klaren darüber, dass diese eine sehr widersprüchliche, aber mächtige und faszinierende Persönlichkeit war. Die Gruppe, die die Aborigines als Thema wählten, fiel hier ein bisschen aus dem Rahmen. Gründe für die Wahl waren einerseits die Olympischen Spiele 2000 in Melbourne, die ja auch die Ureinwohner Australiens in den Mittelpunkt des Interesses rückten, andererseits persönliche Bezüge eines Gruppenmitglieds zu diesem Kontinent.

Der erste Teil des Projekts – Themenfindung, Literatursuche und Erarbeitung der Präsentation – war für fünf Tage anberaumt. In dieser Zeit entstanden je ein Video über Kleopatra und über die Aborigines und eine Zeitung über Kleopatra. Die Amazonengruppe wählte einen anderen Weg der Präsentation, sie brachte ein Schattenspiel zur Aufführung.

Nach Abschluss der ersten Phasen des Projekts entstand die Idee, die Projektergebnisse im Internet zu veröffentlichen. Unterstützt werden sollten die Mädchen der 3A dabei von drei Homepage-Experten aus zwei 6. Klassen, deren Betreuungsarbeit in die Leistungsbeurteilung im Wahlpflichtfach Informatik einfließen sollte. Motiviert, nach Abschluss der eigentlichen Projektarbeit noch an einer Perfektionierung der Produkte zu arbeiten, wurden die Schülerinnen durch die Möglichkeit, ihre Ergebnisse im Rahmen des Wettbewerbs MUSEUM ONLINE öffentlich zur Diskussion zu stellen.

3) Exkurs: Was ist Museum Online?

MUSEUM ONLINE ist eine Initiative des bm:bwk und des ÖKS zur Förderung der Zusammenarbeit zwischen Museen, Galerien, Theatern, Bibliotheken und Schulen mit dem Ziel, neue Formen der Kunstvermittlung zu entwickeln. Dabei steht die Nutzung innovativer Technolo-



Cäsar, Kleopatra und Dienerin – Sandra, Antonela und Christina als Darsteller im Videofilm der Kleopatragruppe

gien wie e-mail, Internet, CD-Roms, etc. im Vordergrund. Im Rahmen des fächerverbindenden Projektunterrichts setzen sich Schülerinnen und Schüler auf vielfältigste Weise mit künstlerischen und kulturhistorischen Inhalten auseinander und nutzen die technischen und ästhetischen Möglichkeiten der neuen Medien auch für die Präsentation ihrer Projektergebnisse.

Um Schülerinnen und Schülern ein hohes Maß an Freiheit bei der Auswahl ihrer Ausdrucksmittel zu gewähren, ist MUSEUM ONLINE interdisziplinär ausgerichtet und nicht auf einen bestimmten kulturellen Bereich oder eine Kunstrichtung beschränkt. Die überregionale Vernetzung zwischen Schulen und Museen wird durch die zweisprachige Veröffentlichung der Projektergebnisse auf der schuleigenen Homepage gewährleistet.

Seit 1995 nahmen mehr als 300 österreichische Schulen am Wettbewerb MUSEUM ONLINE teil. Die thematische Vielfalt lässt sich schon anhand der Sieger des Vorjahres erkennen: Den 1. Platz in der Kategorie Web-Sites belegte die HTL Dornbirn für das Projekt *Migration*, den ersten Platz beim Video Wettbewerb X-Press errang das BORG Bad Radkersburg für *Denkmal Europa*. Anerkennungspreise ergingen beispielsweise an die Volksschule Untermieming in Tirol für die Dokumentation der



*Ritueller Gifftanz der Aborigines.
Nicole bläst das Didgeridoo.*

lokalgeschichtlichen Erforschung des 75m hohen Turms des Dorfes oder an das Sonderpädagogische Zentrum in Wien 22 für die Erforschung von Aspekten der Wiener Stadtgeschichte in Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum der Stadt Wien. Details zu den Projekten der letzten fünf Jahre sind unter www.museumonline.at abrufbar.

4) Zweite Phase des Projekts:

Adaption der Projektergebnisse für das Internet

In diesem Abschnitt des Artikels befassen wir uns hauptsächlich mit der Beschreibung, wie die Mädchen der 3A aus der Vielzahl von Informationen, Texten, Bildern und Videosequenzen ein herzeigbares Produkt

für unsere Homepage gestalten. Da wir zur Zeit der Drucklegung dieser Beiträgenummer mitten in der Arbeit stecken, werden hier nur die ersten Schritte beschrieben, unsere gegenwärtigen Beobachtungen wiedergegeben und die Fragen gestellt, die unsere Betreuungsarbeit begleiten. Das fertige Produkt, der Teil unserer Homepage, der sich mit „unseren Bösewichten und Barbaren“ beschäftigt, ist zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Nummer auf unserer Homepage (www.grg101aa.asn-wien.ac.at) bereits abrufbar oder wird es bald sein.

Einstimmung auf das Medium Internet

Um die Mädchen auf ihre Arbeit einzustimmen, war es notwendig, sie mit dem Medium Computer und Internet besser vertraut zu machen. Bei Textverarbeitungsprogrammen sind noch viele 12-jährige SchülerInnen ungeübt. Nur sieben der 21 Mädchen der 3A verfügen privat über einen Internetzugang, die meisten hatten in ihrem bisherigen Schulalltag nur ab und zu Gelegenheit, mit Informationstechnologien zu arbeiten. Während der Recherche für die erste Phase des Projekts schnupperten viele erstmals ins Internet hinein. Die Idee der Um-



Schattentheater der Amazonen

setzung der Projektergebnisse für unsere Homepage entstand allerdings erst nach Abschluss der ersten Phase. So hatten wir die Schülerinnen während ihrer Internet- und CD-Rom-Recherche nicht gebeten, die Web-Sites, mit denen sie arbeiteten, auch nach ihrer Benutzerfreundlichkeit zu beurteilen. Es wäre sonst für die Mädchen leichter gewesen, aufgrund ihres eigenen Umgangs mit den elektronischen Medien Richtlinien aufzustellen, nach denen sie ihr Produkt für das Internet aufbereiten wollten.

Nun bekamen die Mädchen den Auftrag, diverse Web-Sites von MUSEUM ONLINE – Projekten kritisch zu begutachten und folgende Kriterien zu überprüfen: Zielgruppe, Navigation, Design, Komfort (Wartezeiten), Inhalt. Dadurch fiel es ihnen anschließend viel leichter, eigene Vorstellungen für ihre Homepage zu artikulieren. Unterstützt wurden sie dabei bereits von Ivan, Clemens und Bernhard, den drei Schülern aus der 6. Klasse.

Ihre ersten Vorstellungen formulierten die Mädchen in Form eines Aufsatzes mit dem Thema „Wenn ich eine Computerfee hätte ...“ Hier wurden Wünsche laut wie „bunter Hintergrund“, „Musik“, „die Buchstaben sollen lustig und dick, groß sein“, und „Bilder, die sich bewegen“, aber auch Wünsche wie „virtuelle Postkarten mit Amazonenmotiv“, „Links, die direkt von den Amazonen zu Kleopatra oder zu den Aborigines führen“ fehlten nicht. Es mangelte es also nicht an Kreativität.

Den Schülerinnen war andererseits trotz ihrer geringen Erfahrung bereits bewusst, dass sie selbst als User bei einzelnen Web-Sites nur unter bedingten Voraussetzungen verweilen. Wenn diese nicht erfüllt werden, verlassen sie die Site. Das sollte ja auf jeden Fall vermieden werden. Claudias Fee zauberte beispielsweise eine Web-Site, aus der man nicht mehr aussteigen kann.

Schüler betreuen Schülerinnen

In der Auseinandersetzung, die jetzt

zwischen den drei Burschen aus dem Wahlpflichtfach und den Mädchen der 3. Klasse stattfindet, werden daher eine Vielzahl von Fragen gestellt und Grundvoraussetzungen vermittelt bzw. erarbeitet:

a) psychologische Erkenntnisse:

Bei geladenen Gästen muss man nicht besonderes Augenmerk darauf legen, wie man deren Aufmerksamkeit bis zum Ende der Vorstellung halten kann. Der (groß-)elterliche Stolz lässt auch bei herkömmlichen Projektpräsentationen viele kleine Fehler verblassen. Wie hält man aber das unbekanntes Publikum bei Laune? Hier eröffnen sich durch die Teilnahme am Wettbewerb MUSEUM ONLINE zwar neue Möglichkeiten, die Zielgruppe ist aber nicht bekannt.

Ähnlich dem Klappentext eines Buches stellen die Startseite und die einzelnen Web-Sites die Flächen dar, mittels deren man die möglichen Interessenten fesseln und zum Weiterbrowsen anregen muss. Hier gilt es Gestaltungsmöglichkeiten und inhaltliche Aufbereitung aufeinander abzustimmen.

b) technische Voraussetzungen:

Unsere drei Experten reagierten auf die Vorschläge der Mädchen mit konkreten Ideen zur Umsetzung. Es war von Internet und Intranet die Rede, von Interface, von hyperlinks, von Java und von HTML, Flash und Frontpage und vielem mehr. In einem ersten Schritt musste also zuerst Klarheit bezüglich der Terminologie geschaffen werden. Was ist ein Programm, was eine Schrift? Welche Programme eignen sich für die Erstellung von Web-Sites und wer kann sie anwenden? Was müssen die Mädchen für die Gestaltung ihrer Präsentation darüber wissen?

Dann ging es darum, die standortspezifischen Voraussetzungen zu klären. Welche Möglichkeiten bietet die Struktur unseres Netzwerkes überhaupt? An welches bestehende Webdesign muss die 3A-Präsentation im Layout und in der Informationsdichte angepasst werden?

Aus all diesen Vorüberlegungen

und Vorerfahrungen, durch Studiererfahrungen ergänzt, galt es nun, einen Kriterienkatalog zu erstellen. Eine Web-Site ist unter folgenden Bedingungen attraktiv:

- die Startseite ist informativ, übersichtlich und macht neugierig
 - die einzelnen Sites bieten komprimierte Information
 - die Navigation zwischen den einzelnen Bereichen ist einfach und übersichtlich
 - die Web-Site bietet Interaktionsmöglichkeiten, beispielsweise per e-mail
 - das Webdesign ist attraktiv, überschaubar, aber nicht überladen und an die schon bestehende Homepage homogen angepasst
 - innerhalb von wenigen Sekunden wird die gewünschte Seite geladen
- Ivan, Clemens und Bernhard mussten den Mädchen daher klar machen, dass es galt, eine ganze Reihe von Kriterien einzuhalten:

Inhalt:

- wenig, aber qualitativ hochwertiger Text: das Lesen vom Bildschirm ist anstrengender als von herkömmlichen Medien, daher ist auch die Konzentrationsspanne geringer
 - Querverweise zu anderen Informationen sind möglich; das erfordert aber genaue Planung und Abstimmung der Struktur der drei Unterthemen Amazonen, Aborigines und Kleopatra
- Design:
- Designvorgaben und Navigationsstruktur der schon bestehenden Homepage werden berücksichtigt
 - ein einheitliches Design schafft Übersichtlichkeit und Zusammengehörigkeitsgefühl
 - eine einfache, weitverbreitete Schrift wird von den meisten Standardprogrammen gelesen
 - als günstigste Bildschirmauflösung gilt 800 x 600 Pixel, bei Darstellungen sollen Prozentangaben verwendet werden
- rascher Bildaufbau:
- wenige kleine, aber sehr aussagekräftige Bilder
 - dezente Hintergrundmusik
 - wenig Animation
 - nur kurze oder gar keine Videoausschnitte

- Bilder, Animationen, Videos, Musik abgestimmt auf die Zielgruppe (10-14-jährige)

Die Frage, die sich uns hier stellt, lautet: Wie wichtig ist es 12-jährigen, eine ihnen fremde Zielgruppe bei Laune zu halten, wenn sie deswegen auf einen Großteil ihrer Texte, Photos, Zeichnungen, Graphiken und Videoausschnitte verzichten müssen? Dieses Unbehagen wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass sie voraussichtlich gar kein Feedback von diesen Benutzern erhalten können. Die Einrichtung eines Gästebuchs oder Korrespondenz via e-mail fördert hier zwar die Motivation, stößt aber an die Grenzen dessen, was unter der Berücksichtigung der Rahmenbedingungen (techn. Voraussetzungen, Betreuungskapazität, „Weiterkommen im Stoff“, ...) über längere Zeit machbar ist.

Dass die Mädchen bei der Gestaltung ihrer eigenen Internetpräsentation auf viele kreative Ideen verzichten müssen, ist ein schmerzhaftes Lernerlebnis. Andererseits hilft diese Erkenntnis den Schülerinnen aber auch, den Aufwand an Zeit und Energie in erträglichen Grenzen zu halten. Manche Einschränkungen ergeben sich auch aus den technischen und organisatorischen Rahmenbedingungen. So haben wir beispielsweise zwar einen Schnittcomputer für Videos, aber kaum jemand kennt sich gut genug damit aus. Die drei Burschen betreuten während der Prüfungswochen im Jänner das Projekt, konnten daher nicht beliebig aus anderen Stunden abgezogen werden. In einer Schularbeitsphase wären sie nicht in der Lage gewesen, uns auch nach Unterrichtsschluss zur Verfügung zu stehen.

Unter solchen Rahmenbedingungen basiert Projektarbeit teilweise auf unbezahlter Betreuungsarbeit. Wiederholt ertappen wir uns dabei, uns auch eine Fee zu wünschen, eine Schulentwicklungsfee. Wäre es nicht schön, wenn schon die 10-14-jährigen soviel Userkenntnisse erwerben könnten, um sich in der Oberstufe zu spezialisieren? In einem eigenen

Wahlpflichtfach könnten Präsentations- und Projektbetreuungstechniken angeboten werden. Im Rahmen der Schulentwicklung werden zwar solche Zukunftspläne geschmiedet, ihre Umsetzung ist aber langwierig. Zunächst sind wir daher noch auf ExpertInnen von außen angewiesen.

Außerschulische Unterstützung

Außerschulische Hilfe wird den Schülerinnen dort zuteil, wo unsere eigenen Ressourcen nicht ausreichen; bei der künstlerisch-kreativen Umsetzungsphase, und bei dem Teil ihrer erneuten Recherche, der sie wieder ins Museum führt.

So gab es zum Beispiel einen Fototermin mit einer gelernten Fotografin, da die von uns geschossenen Bilder während der Präsentation für eine Veröffentlichung großteils nicht ausreichten. Hier erfuhren die Schülerinnen nicht nur, wie anstrengend es ist, als „Fotomodell“ zu agieren, sie wurden auch in technische Details wie Brennweite oder Tiefenschärfe eingeweiht.

Da die Studentinnen und ihre Zugänge zu Fachliteratur den Schülerinnen bei den weiteren Recherchen zu ihren Themen nun abgingen, wurden von uns Kontakte zu ExpertInnen im Kunsthistorischen Museum bzw. im Völkerkundemuseum hergestellt.

Die Mädchen erhoffen sich von diesen Gesprächen, die in den nächsten Wochen stattfinden werden, noch weitere Anregungen, Materialien (z.B. Bildmaterial) und Auskünfte, die ihnen helfen sollen, ihre Homepage noch attraktiver zu gestalten. Ob diese Erwartungen erfüllt werden können, wird sich zeigen.

5) Fragen über Fragen: Zusammenfassende Überlegungen

Während wir uns titelgemäß noch im Stadium des „work in progress“ befinden, stellen sich uns nun schon einige Fragen in Bezug auf Erfolge, Arbeitsaufwand und Sinnhaftigkeit

des Unternehmens:

- Ist es überhaupt sinnvoll, ein Projekt, dessen Schwerpunkt in der ursprünglichen Konzeption auf inhaltlicher Ebene liegt, auf diese Art zu präsentieren? Es war unser Ziel, mit Klischeevorstellungen über Bösewichte und Barbaren aufzuräumen. Das geht doch nur, wenn der inhaltlichen Auseinandersetzung viel Raum gegeben wird, wenn viel Literatur durchforscht wird, wenn die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt werden. Die Mädchen leisteten inhaltlich großartige Arbeit. Sie verfassten Texte als Grundlage für ihre Videofilme und Präsentationen und Artikel für ihre Zeitung. Und jetzt soll all das Wissen auf vier Megabytes komprimiert werden? Haben wir das falsche Medium gewählt? Sind wir gescheitert? Oder sind hier Kompetenzen erarbeitet worden, die wir bei anderen Präsentationsmöglichkeiten nicht berücksichtigen hätten können?
- Eignet sich eine Homepage grundsätzlich für Projektpräsentationen? Was haben die Mädchen dabei gelernt: fachlich, technisch, kreativ, im Team?
- Welche Schwerpunkte wollen wir in unserer Schulentwicklung setzen? Bekommt e-learning in Zukunft einen höheren Stellenwert auf Kosten anderer Qualifikationen?
- Was tun, wenn sich die Lernziele während eines Projekts ändern?
- Wieviel Geschichtestunden kann man für so ein Vorhaben reservieren? Wieviel muss daher sonst reduziert werden? Im Klartext: Was lässt man weg, was wird nur im groben Überblick vermittelt? Kann man einer 3. Klasse den Merkantilismus in einer Stunde erklären? Reichen zwei Stunden im Juni für den Ersten Weltkrieg? Ist exemplarisches Lernen, wie es hier stattfindet, wichtiger?

Für uns LehrerInnen ergibt sich die große Chance, diese Jugendlichen bei ihrer Arbeit zu beobachten, sie einschätzen zu lernen, ihnen als BeraterInnen zur Seite zu stehen und sie in ihren Stärken zu fördern. Diese Jugendlichen sind neugierig, innovativ, kreativ, versiert im sozialen Lernen, haben Selbstvertrauen, sind flexibel und bereit, sich auf Wege zu begeben, deren Ziele sich immer wieder ändern. Sind das die neuen Fähigkeiten, die die zukünftige Wettbewerbsfähigkeit unserer Schü-

lerInnen ausmacht?

Diese und all die anderen offenen Fragen, die in diesem Artikel gestellt werden, stellen wir uns nicht, um darauf abschließende Antworten zu bekommen. Sie sollen Diskussionsgrundlage für unser Schulforum sein, für LehrerInnen und FachdidaktikerInnen und für BildungspolitikerInnen. Sie sind aber vor allem Leitfragen, die wir, die Schülerinnen

der 3A und ihre LehrerInnen, wieder stellen werden, bevor wir uns auf ein neues Abenteuer einlassen.

Hilfestellung bei der Durchführung dieses Projekts bekamen wir von StudentInnen des Fachdidaktikseminars II (WS 2000/01), von Bernhard Flemmig (6A), Ivan Pavic (6B), und Clemens Schlerith (6A). Für den mediendidaktischen Teil des Artikels

bezogen wir wertvolle Anregungen aus Gesprächen mit Mag. Werner Scharf und Mag. Michael Steiner und dem Artikel von Anton Maurer *Usability im Internet – psychologische und benutzerorientierte Aspekte im Webdesign* (TELL&CALL Juli 2000)

WWW-links – Germanen

Germanische Geschichte ab Caesar geschrieben. Überblicksartikel, aber auch genaue, sonst schwer zu findende Beiträge über Konflikte mit den Römern und deren Quellen.

http://loeningen.jteln.de/privat/p_niester/g_antike/roemer/germanen/

http://www.niester.de/g_antike/roemer/germanen/

Kurze Einführung in die Definitionsproblematik der Germanen: <http://www.ars-replika.de/html/germanen.html>

Eines von vielen Germanen-Mystik-Foren im deutschsprachigen Raum; Auch wenn sich diese, wie auch viele andere Sites, nicht dem bombastischen Heldentum entziehen kann, wird doch dem Faktum der Toleranz in der nordischen Religion Tribut gezollt. Die Seite bietet somit einen guten Einblick in die moderne Germanenbewegung im deutschsprachigen Raum. Eingangszitat: „... Die Freiheit des Einzelnen ist unser höchstes Gut und wir lehnen Gruppen und einzelne Personen, welche die Freiheit und Würde des Menschen missachten entschieden ab!!!...“ <http://www.thorhammer.de>

Ähnlich aber komplexer, widersprüchlicher da deuschtlümelnder: <http://www.germanen.org>

Mystikseite, jedoch mit mehr geschichtlichen und archäologischen Fakten: <http://www.niflungen.de/wolfshof>

Seite im Adobeformat, die einen wissenschaftlichen Überblick in die Germanenvorstellung der Nazis bietet. Gut recherchiert und als hilfreiche Sekundärquelle dienlich: <http://www.arts.usyd.edu.au/Arts/departs/medieval/saga/pdf/316-mees.pdf>

Guter und leicht verständlicher Einblick in das Germanenbild, von den Urhebern bis zu den Akteuren des deutschen Faschismus:

<http://www.pganuszko.freeuk.com/dissertation/nationalism.htm#Lebensraum>

WWW-links – Mongolen

Das WWW bietet eine Fülle von Information über die Mongolen (Suche nach „Mongols“ liefert 17200 Seiten). So ist es schwierig, rein wissenschaftliche Beiträge über die Geschichte der Politik und Gesellschaft der Mongolen zu finden, leichter hingegen das Auffinden detaillierter Berichte, neuerer archäologischer Forschungsergebnisse, Bilder, ethnologischer und soziologischer Arbeiten in populärwissenschaftlicher Form. Die hier aufgelisteten Sites behandeln – mit Ausnahme der von National Geographic – interessante Aspekte, sind sozusagen allumfassende Pools bezüglich neuester Informationen über alle Gebiete der Geschichte und Kultur der Mongolen bis in unsere Zeit – und zwar in „light version“. Bei der National Geographic-Seite sei vor allem das Interview mit einem Archäologen und Soziologen über seine Erfahrungen im Einflussgebiet der Mongolen empfohlen.

<http://home.powertech.no/pioe/>

<http://www.geocities.com/Athens/Forum/2532/page4.html>

http://www.kiku.com/electric_samurai/virtual_mongol/index.html

<http://www.mongols.com>

<http://www.nationalgeographic.com/genghis/index.html>

WWW-links – American Natives:

Literaturtipps:

Indianer Nordamerikas, Eskimo: http://home.t-online.de/home/ru_oeser/literatur/16nordam.htm

Indianervölker Nordamerikas: <http://www.buecherwurm.ch/indianer/indianerNordamerikaW.html>

Globale Sites:

Native Web: <http://www.nativeweb.org/>

Native Americans Resources: <http://www.public.asu.edu/~niizha/index.html>

Sites von Native Americans (Haudenosaunee-Irokesen, Diné-Navajos)

offizielle Haudenosaunee-Site: <http://www.sixnations.org/>

andere Haudenosaunee-Site: hier finden sich neben historischen und aktuellen Informationen auch viele weiterführende Links: <http://www.ganondagan.org/iroquois.html>

Deklaration der Haudenosaunee-Communities: <http://www.kahonwes.com/blood/citizen.htm>

Haudenosaunee Resource Page: <http://hometown.aol.com/akweks4kawiio/Respage.htm>

Mohawk Nation Council of Chiefs: <http://www.slic.com/mohawkna/home.html>

Iroquois Haudenosaunee Web Links & Resources: http://hometown.aol.com/graydeer/iroquois_resources.htm

Iroquoisnet: <http://www.iroquois.net/>

Soaring Hawk Homesite: http://members.tripod.com/~soaring_hawk/haudenosaunee.html

Hintergrundinfos zur Haudenosaunee Confederacy mit zahlreichen weiterführenden Links zu den einzelnen Stämmen: <http://kafka.uvic.ca/~vipirg/SISIS/6nations/main.html>

Navajo Nation Site: <http://www.navajo.org/>

The Navajos: A Thematic Approach: <http://www2.nau.edu/~pgn/eng599/class/applications/integrating/assign3-1-1.html>

Navajos in New Mexiko: <http://www.cia-g.com/~rockets/nmnavajo.htm>

New Mexiko Links: <http://www.cia-g.com/~rockets/dNMhist.htm>

Native Americans Links: <http://www.lastoftheindependents.com/native.htm>

deutschsprachige Sites zu American Natives:

Geschichte der Indianer mit einer Fülle von Informationen über Geschichte und Kultur, Lebensraum, aktuelle Lage, Sprache, Stämme und die jahrhundertelange Politik der Ausrottung. Mit zahlreichen Abbildungen: <http://www.indianer-web.de/Inhalt.htm>

Native American Association of Germany: <http://www.naaog.de/index.html>

Querschnitte 5

Die Geschichte des europäischen Welthandels und der wirtschaftliche Globalisierungsprozess

Friedrich Edelmayer/Erich Landsteiner/Renate Pieper (Hg.)

ISBN 3-7028-0375-0, ISBN 3-486-56536-2

Inhalt: *Friedrich Edelmayer/Erich Landsteiner/Renate Pieper* – Einleitung; *Herbert Knittler* – Europas Wirtschafts- und Handelsräume am Vorabend der atlantischen Expansion; *Renate Pieper* – Die Anfänge der europäischen Partizipation am weltweiten Handel; *Helfried Valentinitz* – Ost- und westindische Kompanien; *Ulrich Mücke* – Der atlantische Sklavenhandel. Globalisierung durch Zwang; *Erich Landsteiner* – Nichts als Karies, Lungenkrebs und Pellagra?; *Walther L. Bernecker* – Liberale Wirtschaftspolitik und Integration in den Welthandel; *Silke Hensel* – Die Entstehung einer Dritten Welt; *Nikolaus Reisinger* – Das Zeitalter des Hochimperialismus; *Eduard Staudinger* – Politische, kulturelle und ökonomische Aspekte der internationalen Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Querschnitte 6

Vom Mittelmeer zum Atlantik

Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion

Peter Feldbauer/Gottfried Liedl/John Morrissey (Hg.)

ISBN 3-7028-0376-9, ISBN 3-486-56537-0

Inhalt: *Peter Feldbauer/Gottfried Liedl/John Morrissey* – Einleitung; *Janet Lippmann Abu-Lughod* – Das Weltsystem im dreizehnten Jahrhundert; *Ingolf Ahlers* – Die Kreuzzüge; *John Morrissey* – Die italienischen Seerepubliken; Italiens Kolonialexpansion; *Gottfried Liedl* – Die andere Seite der Reconquista; *Peter Feldbauer* – Die islamische Welt seit der Jahrtausendwende; *Jean-Paul Lehnens* – Die Anfänge der portugiesischen Expansion; *Ferdinand Gschwendtner* – Reconquista und Conquista; *Manfred Pittioni* – Kaproute und Osmanisches Reich; *Peter Feldbauer* – Portugal in Asien; *Bernd Hausberger* – Die Eroberung Amerikas durch die Spanier (1492–1572); *Herbert Frey* – Die Europäisierung Europas und die Okzidentalisation der Welt

Querschnitte 7

Die politische Ökonomie des Holocaust

Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und „Wiedergutmachung“

Dieter Stiefel (Hg.)

ISBN 3-7028-0380-7, ISBN 3-486-56555-9

Inhalt: *Dieter Stiefel* – Vorwort; *Dieter Stiefel* – The Economics of Discrimination; *Gerhard Botz* – Arisierungen in Österreich (1938–1940); *Brigitte Bailer-Galanda* – Rückstellung und Entschädigung; *Dieter Stiefel* – Die österreichischen Lebensversicherungen; *Gerald Feldman* – Die Allianz Versicherung und die politische Ökonomie des Holocaust; *Dieter Ziegler* – Die deutschen Großbanken im „Altreich“ 1933–1939; *Oliver Rathkolb* – Vermögenswerte jüdischer Kunden in dem „Postsparkassenamt“ Wien Nazi-Raub 1938–1945; *Florian Freund/Bertrand Perz* – Zwangsarbeit in Österreich unter der NS-Herrschaft; *Ulrich Herbert* – Zwangsarbeiter im „Dritten Reich“ und das Problem der Entschädigung; *Jonathan Petropoulos* – Kunstraub. Warum es wichtig ist, die Biographien der Kunstsachverständigen im Dritten Reich zu verstehen; *Hans Winkler* – Die Ökonomie des Holocaust Österreich; *James D. Bindenagel* – Erinnerung, Verantwortung und Zukunft; *Günter Bischof* – ‚Opfer‘ Österreich?

